



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

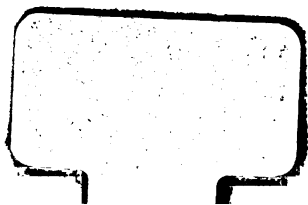
### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

UC-NRLF



\$B 163 515















**Nachdruck verboten**

# Gedanken Otto Ludwigs

Aus seinem Nachlaß ausgewählt  
und herausgegeben von  
Cordelia Ludwig

---

Verlegt bei Eugen Diederichs  
in Leipzig 1903

Den Herren  
Geh. Hofrat Professor  
Dr. Adolf Stern (Ernst) in Dresden  
Professor Dr. Erich Schmidt in Berlin  
freundschaftlichst und verehrungsvollst  
zugeeignet

M. S.
1881.

№ 140

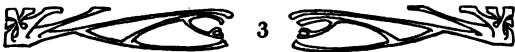
PT2426  
AG  
1903

**Allgemeines zum Leben**

**307**

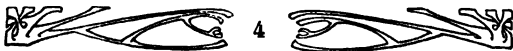


Sein Schicksal kann keinem entgehen, sollte man sagen, nicht seinem Schicksal kann keiner entgehen; denn nicht das Schicksal fängt den Menschen; der Mensch jagt nach seinem Schicksal. —



Die Nemesis waltet in dem Inneren des Menschen wie im Aeußeren; das äußere Schicksal ist eben nur die äußere Erscheinung des inneren und entsteht aus diesem. Der Eine hat ein außergewöhnliches Schicksal, der Andere ein gewöhnliches. Nur gewöhnliche Menschen haben ein gewöhnliches, denn sein Schicksal ist nur der herausgelegte Mensch.

In der Geschichte herrscht dasselbe ethische Gesetz, das in jede einzelne Seele geschrieben ist.

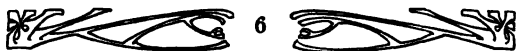


Es gibt einen Stolz, der aus dem Bewußtsein der Tatkraft entspringt, wie der Mut; er ist das Bewußtsein von Taten, die noch nicht getan sind, wie die Bescheidenheit das Bewußtsein von Taten, die man getan hat. Der Stolz gleichsam die Materie der Tat.

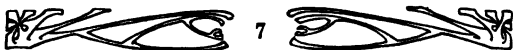




Wir seien zu stolz? Was? Der Stolz ist der Stoff, aus welchem erst Taten gemacht werden. Sollen wir bescheiden sein und haben noch nichts getan? Wenn wir die Welt gefüllt haben mit unserem Namen, dann wollen wir bescheiden sein. Bis dahin stolz und wär's aus Uebermut. Das Zuviel unterscheidet das Genie vom nüchternen Menschenverstand.

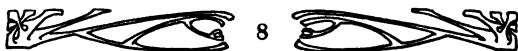


Nur das wahre Selbstgefühl kann demütig sein. Das Gefühl der Schwäche ist knechtisch, das Gefühl des Unzureichenden gebiert bei kräftigen Seelen Trotz. Nur der Stolze, der weiß, daß er hoch steht, kann demütig sein.

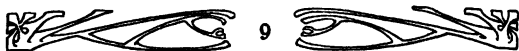


Wollten die Menschen in ihren Erinnerungen blättern, so würden sie sich eingestehen, daß sie, wenn etwas getan werden mußte und sie dann gehandelt hatten, dies jederzeit nach einem unmittelbaren Antrieb geschehen ist.

Wir vergessen selten, ehe wir uns bestimmen, eine Ratsversammlung von Gründen und Gegenständen abzuhalten; wir entschließen uns auch wohl nach Gründen, aber gewöhnlich hat unsere Neigung schon gehandelt, ehe der Verstand noch die Stimmen gezählt. Ja, wir entschließen uns nach Gründen und handeln nach Neigung.



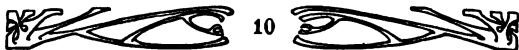
Alle unsere Ahnungen und Gefühle sind ein  
Echo. Den bloßen Ton können wir nicht ver-  
nehmen und nicht ertragen.



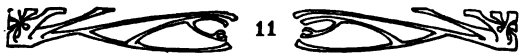
Der Idealismus junger Menschen ist Eitelkeit. Mit einer gewissen Willkürlichkeit kann der Jüngling für jedes sich enthusiasmieren, er braucht es nur mit seiner Eitelkeit in Verbindung zu bringen. Und was sagt dieser Eitelkeit mehr zu, als die erhabene Verachtung, mit der er von der Höhe einer schmeichelnden Selbsttäuschung auf das Wirkliche und Menschliche als auf das Gemeine herabsteht? Er verlangt das Ungeheure von andern, nicht weil er es selbst leistet — nein — weil er es sich nur zutraut. —

Die Skepsis, die, wenn sie kommt, nach dem Enthusiasmus, und als sein Gegensatz aus ihm geboren, kommt, ist die große Ausbildungskrankheit unsers innern Menschen und die Bedingung dieser Ausbildung. Wir müssen an unserm eingebildeten Werte verzweifeln, um unsers wirklichen gewiß zu werden. Was der Mensch vorher von andern verlangte, ohne zu wissen, ob er selbst es leisten könnte, das wird er nun leisten, ohne es von andern zu verlangen.

Das Höchste, wozu er sich erheben konnte, war, für etwas rühmlich zu sterben; jetzt erhebt er sich zu dem Größern, für etwas ruhmlos zu leben.



Die Fügung des Himmels zeigt sich nicht als ein äußerliches Eingreifen der höheren Macht in die menschlichen Schicksale, sondern als in den natürlichen Lauf der Dinge verflochten.



Alle unsere Glieder bewegen sich in der Luft; von all unserer Fläche berührt nur das kleine eingeschweifte Grund unserer Sohlen den festen Boden; so stehen wir nur mit dem kleinsten Teile unseres Lebens auf dem festen Boden der Wirklichkeit, alles andere schwimmt in der Lebensluft des Glaubens, meinetwegen der Einbildung. Neun- undneunzig Hundertteile unseres Seins und Habens ist nirgends als in unserem Meinen. Wir hoffen auf Schatten, wir leben von Schatten, wir fürchten uns vor Schatten; wir sind stolz und beschämt allein durch unsere Einbildung.

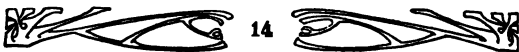


Glauben heilt, Wissen tötet. Der Blick, der die Dinge der Welt zu genau ansieht, entzaubert sie. Ein Weib ist schön, ein andres klug, ein drittes treu; Natur ist sparsam und gibt nicht leicht in ein und demselben Wesen zwei Vorzüge so, in so seltenem Grad. Dafür ist die Liebe auf den Glauben gebaut, der dem Gegenstande leiht, was ihm fehlt.





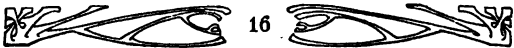
Wir müssen an die Menschen glauben, wie wir an Gott glauben müssen — um unser selbst willen. Gott ist sich nicht nötig, aber wir brauchen ihn.



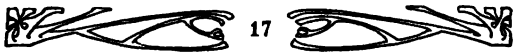
Ist Freundschaft selten, so ist wahre Liebe auch keineswegs so häufig. Der Unterschied liegt darin, daß man alle Mischungen des Goldes noch Gold nennt, wenn die Perle unteilbar eines ist mit ihrer Reinheit. Ich meine, dem höheren und dem geringeren Grade der Liebe läßt man ihren vollen Namen, aber Freundschaft ist Nichts, wenn sie nicht Alles ist. Und sei sie seltener, so habe ich nie gehört, daß man die Seltenheit eines Dinges für einen Beweis ihres geringeren Wertes genommen hätte. Denn eben der matte Schimmer der selteneren Perle überzählt das glänzende Gold. Ist Freundschaft seltener, so ist dies, weil ihre Bedingungen seltener sind. Die Liebe hat noch, wie die Flamme des Lichtes den dunklen Docht, ein Etwas von Selbstsucht in sich, Freundschaft dagegen ist die selbstlose Hingebung des Sonnenlichtes. Liebe, im sinnlichen Zwange des Instinktes taumelnd, hängt sich an den Zufall äußerer Gaben, Freundschaft, das Kind der Freiheit, wendet sich an die geistigen und zieht sie groß. Nichts ist so edel, dem sie nicht verwandt wäre. Pflichttreue, Vaterlandsliebe, Edelmut; jede Mannestugend erzeugt sie und wird von ihr erzeugt.



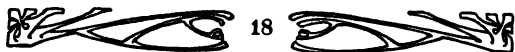
Die Liebe hat in ihrer Naturzweckmäßigkeit und Bedürftigkeit ihre Erfüllung; eine reale Freundschaft aber bedarf wohl eines dritten, einer bindenden Idee, die ihren Gehalt ausmacht.



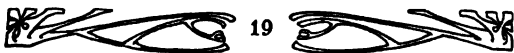
**Milde ohne Strenge ist Schwäche; das ist  
die Probe echter Liebe, ob sie streng sein kann.**



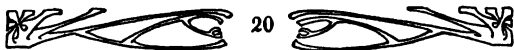
Damit die Welt nicht auseinanderfiel  
In ihre Elemente Gut und Böß  
Und Nacht und Licht, hat sie Natur so stark  
Und fest verzahnt. Wie sich der Gute mühe,  
Er sät Böses mit dem Guten aus,  
Und so verteufelt hat kein Teufel noch  
Sein Höllenwerk geübt, daß Segen nicht,  
Die Absicht höhrend, seinem Tun entquoll.  
So schuf Natur den Menschen auch aus Nacht  
und Licht.



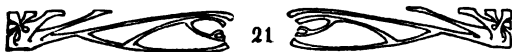
Ihr verachtet und haßt den Verbrecher. Was tut ihr denn, um ihn zu verhindern, daß er es wird? Ein Pfennig, den ihr hinwerft, rettet keinen Menschen vom Verhungern. Das Gute und das Böse trennt kein unabsehlicher Abgrund; der sogenannte Gute und der Böse wandeln immer so nah beisammen, daß sie einander bei den Händen fassen können. Sowenig ein Mensch ganz gut ist, sowenig ist ein Mensch ganz schlecht.



Gott legt nicht den äußern Maßstab an die  
Tat. Unschuld und Verbrechen stehn an den  
Enden des Menschlichen; aber den Unschuldigen  
und den Verbrecher trennt oft nur ein schnellerer  
Puls.



Die Welt hat nur mit den Unschuldigen Mit-  
leid und sie sollte es nur mit den Schuldigen  
haben.



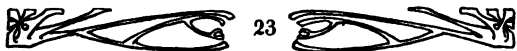


## Natur der Schuld

Die Natur der Schuld ist, daß sie nicht allein ihren Urheber in neue Schuld verstrickt. Sie hat eine Zaubergewalt, alle, die um ihn stehen, in ihren gärenden Kreis zu ziehen, und zu reifen in ihm, was schlimm ist, zu neuer Schuld. Wohl dem, der sich dieser Zauberkrast im unbefleckten Innern erwehrt. Wird er den Schuldigen selbst nicht retten, so kann er den übrigen ein Engel sein.



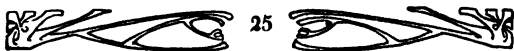
Unsre Zeit erschrickt vor dem Gedanken, daß ein Mensch eine eigne Schuld haben könne. Mißverständene Humanität hat dem Publikum eingepredigt, und Nebensachen helfen dazu, wie z. B. politische und soziale Böhlerci, daß im Menschen nicht das Individuum, nicht ein freies Ich, sondern daß allerlei andre Agentien in ihm sündigen, z. B. der Staat, die Gesellschaft, Schule, Ehe, Bildungsgrad u. s. w. Eine so bequeme Lehre nahm man gern an, weil, was zu milderm Urtheil über den Nebenmenschen führen sollte, zunächst den Menschen zu berechtigen schien, über sich selbst milder zu urtheilen, also sich nicht mehr vor eigener Versündigung zu fürchten; denn versündigte man sich, so war man ja nicht mehr ein Beleidiger, sondern ein Beleidigter; also nicht einer, der Unwillen verdiente, nein, einer, der Mitleid verdiente. Es ist dies die unmoralischste Art von Sentimentalität, die es geben kann, seine eigne Erbärmlichkeit als etwas Großes, Edles zu fühlen, indem man allen schlechten Gelüsten nachgibt, sich als einen Märtyrer, wo man ein Weichling, sich als einen Helden zu fühlen, um eine Entschuldigung, ja einen Sporn zu haben, sich selbst alles nachzusehen. Zu Shakespeares Zeiten lebte ein kräftigeres, stolzeres Geschlecht, das in der Entschuldigung, der Verführte, der Gezwungene zu einer Schuld zu sein, nur einen Schimpf mehr



sah, das lieber für böse als für schwach gelten wollte. Und dies mit Recht; denn der Starke ist doch etwas, selbst sein Verbrechen kann etwas Imposantes haben, es ist das Erfordernis zur Tugend, die Selbstbestimmung, wenn auch falsch angewandt, vorhanden; aber in der Gallert, die nichts aus sich selbst sein kann, die zur Tugend wie zum Laster verführt werden muß, ist gar nichts mehr von der ursprünglichen Hoheit des Menschen, von dem Adel, der selbst im gefallenen Engel noch imponiert. Ein Mensch, der stark genug ist, böse zu sein, kann selbst das Mitleid noch erregen. Und nur ein Mensch, in welchem die Kraft ist, gut oder böse selber zu werden, kann ein Schicksal haben.

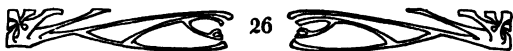


Der Verbrecher isoliert sich durch sein Verbrechen; er selbst schneidet die Bande entzwei, die das Ganze und auch ihn dem Ganzen verknüpfen, gibt das Recht des Schutzes und Vertrauens auf, löst zu seinem Schaden sich aus dem Verbanne zu gegenseitiger Versicherung los.



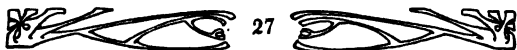
## Strafe

Das ist des Bösen schwerste Strafe, daß  
Er nicht ganz böß kann sein. In seinem Herzen  
Bleibt unverwüstlich noch ein Stückchen Himmel,  
Ihn ewig ans Verlorne zu erinnern,  
Ein Stern, vor dem die Nacht sich schauernd  
frümmt,  
Ein kühler Hauch, der noch die Gluten ansacht,  
Die kein Erbarmen löscht. —  
Und gäb's für Tugend sonst kein Zeugnis mehr,  
Das Laster selbst muß für die Tugend zeugen.

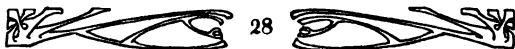


## Urteil

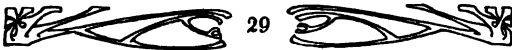
In der stolzen Periode des Menschen ist sein Urteil meist schonungslos, in seiner zerbrochenen zu rücksichtsvoll; alle Welt scheint ihm nun im Rechte gegen ihn zu sein, wie vorher im Unrecht. Erst wenn sich der Mensch wieder erhoben, ist sein Urteil das eines in seiner Art vollkommenen Charakters, voll Schonung, wo diese am Platze, aber streng, wo Strenge hingehört.



Der Frühling weckt im Menschen ein gewisses wollüstig-sentimental-blutdürstiges Element. Zugleich mit den schaffenden regen sich die zerstörenden Kräfte und beide vereinigt die Mystik der Sentimentalität.

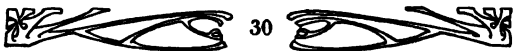


Der Affekt hat eine beständige Tendenz zum Allgemeinen. Er hat eine gewisse Ungerechtigkeit und Rücksichtslosigkeit darin, daß er in dem Individuellen, das ihn erregt, etwas Allgemeines finden will. So wird z. B. der betrogene Liebhaber dem ganzen Geschlechte das schuld geben, was das Individuum an ihm verbrochen hat. Der Menschenhaß ist sozusagen ein chronisch gewordener Affekt über einige wenige individuelle Erfahrungen.

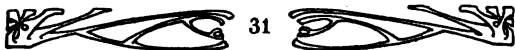




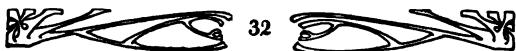
Der Leidenschaftlichkeit hängt eine Nüance des Gerings, Verächtlichen an, nicht der Leidenschaft. Wir verachten die Leidenschaftlichkeit deshalb, weil sie Charakterschwäche ist, weil die Natur in ihr den Geist völlig überwiegt; sie ist Unmacht des Menschen über sich selbst. Die Leidenschaft hingegen gibt dem Menschen die ungeheuerste Macht über ihn selbst. Die große Leidenschaft ist, selbst wenn sie auf das Böse geht, imposant, denn sie bringt in das Tun und Denken des Menschen jene grandiose Konsequenz, welche die Vernunft nach ihren eignen sittlichen Forderungen bewirken sollte, aber nie bewirkt.



Oft stehen die Bemerkungen eines Menschen in scheinbarem Widerspruche mit den ihn beherrschenden Leidenschaften, aber das ist eben die Natur der Leidenschaft, daß der von ihr erfüllte Mensch, wie ein an einer fixen Idee laborierender, über Dinge, die diese Idee nicht berühren, ganz vernünftig denken kann, ja über diese Idee selbst, ohne sich doch von ihrem Zauber losmachen zu können. Ein schlagendes Beispiel: der von der Leidenschaft des Trunkes Besessene, der Wollüstling u. s. w. Dieser kann von dem Gedanken der Reinheit zu Tränen gerührt werden, aber der Engel in ihm wacht nur so lange, als das Tier schläft, und das Tier beschmußt dieselbe Reinheit, die den Engel gerührt hat. Aus dieser momentanen Freiheit in der Knechtschaft entstehen die humoristischen Blicke, das Lächeln im Weinen, und umgekehrt der Selbsthohn, das Selbstbelächeln, das Mitleid mit sich selber, gleichsam des Freien in uns mit dem Bewältigten in uns.



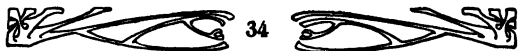
Was das ewige Leben und Wiedersehen betrifft, so bin ich ganz fest folgender Meinung. Wir glauben an einen Gott; wir müssen uns unwillkürlich ein Bild von ihm machen; es würde uns kränken, müßten wir unsern Gott uns anders vorstellen; dennoch ist er anders als wir ihn uns denken; er ist viel herrlicher; aber wir müssen erst den Sinn frei haben, mit dem wir ihn richtig fassen können und der jetzt als sogenanntes Ahnen des Göttlichen noch mit gebundenen Flügeln in uns liegt. Gewiß wird er alles das sein, was wir von ihm glauben; aber er wird noch unendlich mehr sein, als wir jetzt im Stande sind uns zu denken. Wir können uns bei aller Anstrengung nur ein Genießen denken, welches unsern fünf Sinnen entspricht; aber dann werden wir gar nichts andres mehr sein als Sinn, um ihn zu fühlen, nichts als ein Gefäß, ihn zu fassen, eine Saite, die sein Hauch tönend bewegt. — So werden wir einander im künftigen Leben wiedersehen. Aber unsre jetzige Gestalt ist unsre wahre Gestalt gar nicht und was darin uns zueinander zieht, das ist bloß, daß mitunter ein entfernter Schein unsrer wirklichen Gestalt durch sie hindurch leuchtet. Für diese wirkliche Gestalt haben wir nur keine Augen; die Augen von Erde sehen nur das, was von Erde an uns ist. Einmal aber werden wir in göttlicher Schönheit stehen und werden auch den Sinn haben, am



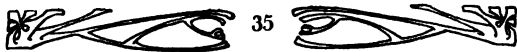
Göttlichen uns göttlich zu erfreuen. Von aller körperlichen Mißbildung frei, in unendlicher Gesundheit und Gleichheit in jedem Augenblick derselbe, ohne daß ein Moment der Verstimmung dazwischen tritt, ja in der Gewißheit, daß eine solche Verstimmung gar nicht dazwischen treten könne, sich zu umfassen, bedeutet nichts gegen die kommende Wirklichkeit. — Machen wir uns nun die Klarheit, die Leidenschaftslosigkeit nach Kräften eigen, so haben wir uns jener Vollkommenheit schon in irdischer Weise genähert. Weil nun aber auch unser jehiger Zustand Rechte an uns hat und wohl gar die Bedingung jenes Zustandes ist, so können wir jenen nur dann erfassen, wenn wir diesem genug getan haben. Vor allen Dingen also müssen wir unsern diesseitigen Verhältnissen zu genügen suchen, dürfen nicht in krankhafter Sehnsucht darüber hinausseilen, müssen diesem Dasein und seinen Pflichten in ruhiger Klarheit gerecht werden. In der Gesetzmäßigkeit nur ist die Freiheit, der Verstand ist das göttliche Maß für den Ungeßüm der Gefühle.



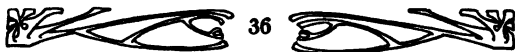
Mit jedem Menschen geht eine Welt zur Ruh.  
Eine individuelle, d. h. die für dies Individuum  
existierte, die nur zeigt, was es von der wirklichen  
Welt gewahr wurde, was es in seinem Kopfe  
dazu ergänzte, eine ganz andre Welt, als Gott sie  
steht.



Zweifeln führt zum Verzweifeln; wer alles  
so genau betrachten will, durch die Dinge hindurch,  
steht zuletzt vom schönsten Weibe nichts mehr als  
das Skelett.



Hüte Dich vor antiken Tugenden; denn was  
gestern eine Tugend war, ist heute eine Schwach-  
heit, morgen ein Laster.



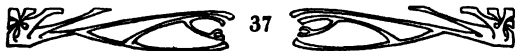
## Die fruchtbare Hand

Es war ein armer Judenknabe einst  
Von seinem armen Vater in die Welt  
Hinausgeschickt, sich selbst sein Glück zu suchen.  
Sein Weg führt ihn bei Samuel Ben Michä  
Vorbei, der ein gewaltig reicher Mann —

Der Samuel  
Stand an der Thür und sah den Knaben ziehn  
Und rief ihn zu sich, gab ihm gute Lehren  
Und jenen Stab. Er dankt und nahm den Stab  
mit sich.

Nicht lang, so rief der Alte ihn zurück.  
Schon viele prüft ich mit dem Stab, sprach er,  
Der eine meinte sich gehöhnt und ließ ihn  
Zurück; der andre warf, sobald er meinte,  
Er sei mir aus den Augen, ihn von sich.  
Du nahmst ihn an mit Demut und behieltst ihn  
Und freutest dich der armen Gabe.

Sieh,  
Nun kauf ich dir sie ab. Er nahm den Stab  
Aus meiner Hand und gab mir Geld dafür.  
Dann schenkt er mir den Stab nochmal und fragte:  
Was denkst du dir dabei? Herr, sagt ich, daß:  
Man soll nicht Geld verschenken. Recht so, sprach  
Der Weise freudig; deine Seele ist  
Der meinen Schwester; du hast mich verstanden.  
Früchte verschenken darf man, doch nicht Späne





Vom Baum. Verschenktes Geld macht arm den  
Geber

Und den Beschenkten doch nicht reich.

Noch vieles

Fragt er, und jede Antwort freut ihn mehr.

Da endlich sagt er: Hätt ich solchen Sohn

Wie dich! Fruchtbar wird stets die Hand dir sein.

Der dürre Stock wird Wurzel in ihr schlagen

Und dich beschatten. Und wie er so sprach,

Kniet ich vor ihm; er aber legte mir

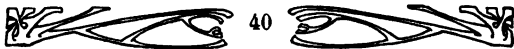
Die Hand aufs Haupt und gab mir seinen Segen.



Die Unschuld selbst wird an dem Weibe zur  
Berräterin, und es muß sie schon verloren haben,  
um zu wissen, daß man sie verlieren und wie man  
sie schützen kann.

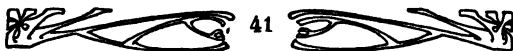


Und dennoch, wunderbarer Geist, der sich  
unserm endlichen Auge mit Rätseln gürtet, die  
uns ängsten, und dennoch bist du die Liebe.  
Schmerz und Verzweiflung sind die Arme, mit  
denen du uns an dich ziehst. Du kannst ja nur  
tun, wofür wir dir danken müssen. Ich danke dir  
— ohne dich zu begreifen.

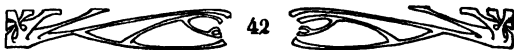


### Treffen Träume ein?

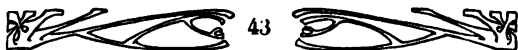
Man glaubt, sie steigen aus verschiednen Quellen,  
Die meisten sind bloß Dunst, der aus dem Herde  
Dringt der Verdauung, in das Hirn, doch tief  
In uns liegt ein verborgner Sinn, der vorfühlt  
Art und Gestalt noch ungeborner Zukunft.  
Und manches, was uns Traum erscheint, ist nur  
Sein Schatten, den ein nahendes Geschick  
In unsrer Seele Spiegel wirft.



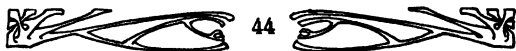
Wir sind alle überlegen und geistvoll im ruhigen Urteile, naiv, sowie wir handelnd werden. Der Handelnde ist jederzeit borniert, ist er es nicht, so wird er nicht zum Handeln kommen.



Die Zeit geht ihren stillen Schritt und die Vergeltung springt über Jahrzehnte, Jahrhunderte, Jahrtausende weg, wenn sie einmal geweckt ist, wie ein Löwe über den Busch.



Wer kennt mehr von einem Menschen, als was  
er von ihm glaubt? Und das ist nicht mehr, als  
er von ihm wünscht.



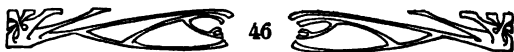
## Nötig und Unnötig

Wer mag an das Nötige denken. Brot soll vom Himmel fallen; für Kuchen sorgt der Mensch schon selber. Für das Nötige ist er ein Müllereesel, für das Unnötige ein Löwe; für das Nötige mag er nicht gern stehlen, für das Unnötige wird er zum Mörder.

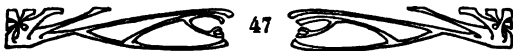




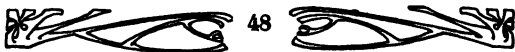
Man darf keinem Ding mehr gönnen, als ihm gehört; man darf nicht Kleines und Großes um denselben Preis kaufen und mit seinem ganzen Selbst bezahlen, dafür gibt's Scheidemünze. Der jedem Ding sein volles Recht antun will, der kann's keinem.



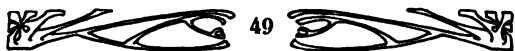
**Worum man  
Das Schächerlein hängt an das große Kreuz,  
hängt man ein Kreuzlein an den großen Schächer.**



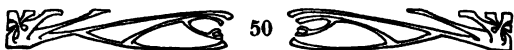
Ein Berauschter kann keine Nüchternen um sich leiden. Leidenschaft macht so gern Profelyten als der Glaube und aus demselben Grund. Sie zündet andere an sich an, um sich wieder an ihnen anzuzünden. Und wie ein Eroberer nimmt sie des Landes Sitte an, dem sie Gesetze gibt.



**Gelegenheit ist unsre Verräterin. Gelegenheit  
macht aus uns, was wir nie zu werden dachten.**



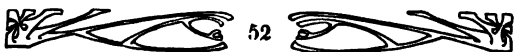
Das ist das Schöne am Krieg: er mag nichts Halbes wie der Frieden. Zwei streiten sich vielleicht am Tage vor dem Tod um ein Weib. Und jetzt, wo sie einander töten könnten und morgen vielleicht in der Schlacht ist's vergessen und einer haut den andern heraus mit eigener Gefahr und denkt nicht, daß er sie dem vielleicht verschafft. Selbstsucht und Aufopferung, beides ist auf seinen höchsten Grad gesteigert, eben ein potenziertes Leben. Im Kriege fliegt es wie ein Adler, im Frieden schleppt es am Boden fort, wie eine Schlange.



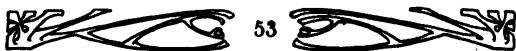
Von Glück und Unglück reden die Menschen,  
daß der Himmel ihnen bringe! Was die Menschen  
Glück und Unglück nennen, ist nur der rohe Stoff  
dazu; am Menschen liegt's, wozu er ihn formt.  
Nicht der Himmel bringt das Glück; der Mensch  
bereitet sich sein Glück und spannt seinen Himmel  
selber in der eignen Brust. Der Mensch soll nicht  
sorgen, daß er in den Himmel, sondern daß der  
Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in sich  
selber trägt, der sucht ihn vergebens im ganzen All.



Betet nicht um Glück, bittet um die Kraft,  
was euch kommt zum Glücke zu machen. Die  
einzige Kraft ist, seine Schwäche zu kennen, das  
einzig würdige Wort, das sein Heil nicht sich  
selber zu danken gesteht. Das wahre Glück steht  
nicht über uns. Wer beneidet sein will, strebe  
aufwärts an der Leiter ehrgeiziger Ansprüche;  
zum Glücke führt ein Schritt herab.

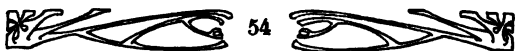


Jedes Hoffnungslichtlein weckt den ganzen  
Drang, glücklich zu sein, im Menschen wieder auf,  
dagegen resigniert er nur gezwungen, Zoll für Zoll.

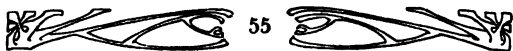




Wollte man jemand glücklich machen ohne sein Zutun, wäre das Torheit, denn das, was die eigne Arbeit zu seinem Glücke an dem Menschen tut, ist der wahre Gewinn.



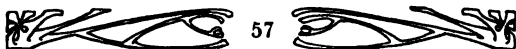
Je älter die Erinnerung, desto schöner steht  
sie aus. Die Sterne winken uns so golden, weil  
sie so weit von uns sind.



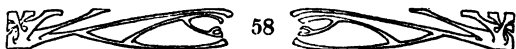
Selbst unseren kleinsten Begebenheiten und Gedanken suchen wir eine möglichst lange Dauer zu geben durch Mitteilung, Erinnerung u. s. w., es tut uns weh, ein einst gehabtes Gefühl sterben zu sehen; selbst auch Leiden, unsre Sorgen pflanzen wir fort. Der Gedanke ändert sich, wächst in unzähligen Zeugungen (Analogie). Das Teuerste ist uns die Liebe oder sonst etwas, nächstdem die Erinnerung daran. Gewohnheit wäre auch daraus entsprungen zu achten; es ist das Mühen, das einmal Getane durch stets neue Zeugungen so weit als möglich fortzupflanzen. Liesse sich aus dieser Beobachtung nicht etwas für die Fortdauer unsrer Seele ableiten, daß nämlich ihre eigene Ewigkeit sie allen ihren Aeußerungen mittheilen wolle? Also ein Bedürfnis des Dauernden; das Organ, das unmittelbarste der Seele, die Religion, die am Ende nichts weiter ist, als die Maschinerie, mittelst der sich die Seele nach ihren Eigenschaften vor sich selbst hinstellt, durch das sie wieder nur eine Dauer des Gedankens, der sich selbst denkt, also ihres Daseinsgefühles (ihrer selbst in der Idee) bezweckt.



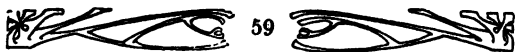
Was sind Schneeflocken anders als Wasser, das schon Blume sein will, ein altkluges Geschöpfchen, gleichsam ein ganz kleines Elementenkind, das Blume spielt. Was ist das Treiben der Elemente, als das Streben der anfänglichen Seele Lat zu werden, welches Streben das Anfängliche bis zum Vollkommenen, bis zum Menschen durch tausend Stufengestalten hinaufdrängt.



Die Ideen sind nicht da, um verwirklicht zu werden, nicht wir, sie zu verwirklichen, sondern sie sind da, uns in Aem zu halten. Einem Kinde sagt einer, ein Demant im Elsternnest gebe das Glück und die Macht; es klettert nach allen Nestern und wird kräftig, besonnen und tüchtig.



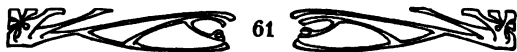
Es ist gut, wenn man eng gehalten wird; es wird einem das Wählen erspart und was ist, als müßte es sein, das ist leicht zu tragen und besser zu genießen.



Ein gewisses Gewerbe, das in seiner Ordnung von Tag zu Tag schreitet, ist eine Wohlthat; es erspart uns das Gegenüber mit unserm Innern und die Ordnung seines Fortschreitens wirkt regelnd und vermittelnd auf die inneren Zustände.

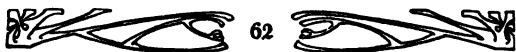


Einsamkeit verzieht oft mehr an dem Menschen als das Leben gut machen kann. Der Widerspruch treibt in die Einsamkeit; die lehrt ihn immer weniger dulden und doch ist es die herbe Luft, die die Pflanze vor zu großer Leppigkeit schützt und dichtes Holz dem Stamm verleiht und feste Rinde. Wem einmal die Welt nicht mehr widerspricht, der widerspricht sich selbst bald nicht mehr und entbehrt so der äußeren und inneren Nötigung zur Pflicht.



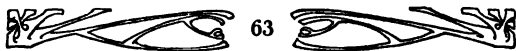


Es ist schon gut, wenn sich einer einmal in der Einsamkeit auf sich selber besinnt, aber er darf kein Stadelstor zwischen sich tun und die Welt. Denn in die Welt und unter die Menschen ist er hineingeschaffen und dahinein gehört er auch.

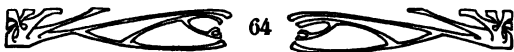


Die Natur ist der untrügliche Probierstein  
der Wahrheit in uns. An sie gehalten bewährt  
sich das Wahre und die Lüge fällt vor dem Blick,  
den das Anschauen der Natur gestärkt und ge-  
heiligt hat.

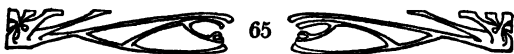
-



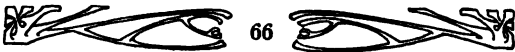
Was braucht der Mensch zum Glücke?  
Ein Stübchen — wenig Möbel drin, doch fest,  
Ein Herz und wenige Gefühle drin,  
Gedanken wenig nur, doch unergründlich tiefe —  
Ihn ekelt vor des Nummenschanz Gedränge;  
Herz, deine wahre Heimat ist die Enge.



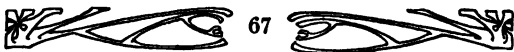
Jedem andern ist die Natur ein Ding, eine Sache für den Nutzen oder für das Vergnügen, dem Germanen ist sie eine Person, die mit ihm empfindet, wie er mit ihr. Von seinem innern Reichtum leiht er die Seele, deren Sympathie ihn tröstet, erheitert, erhebt; sie ist sein Echo, sein Spiegelbild, das ihm als ein Selbständiges entgegtritt, und so ist seine Zusammenstimmung mit der Natur nur seine eigne, innere Harmonie. Wer diese Harmonie aus sich herausgetrieben hat, der findet sie auch außer sich nicht mehr; wer sich der Natur nicht verschließt, dem verschließt sich auch die Natur nicht.



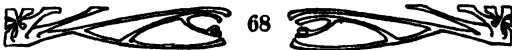
Nur dem gereicht der hohe Stand zur Ehre,  
Dessen Wert genügt den Stand zu ehren.



So gewöhnt sich die Seele allmählich an die Warnung des Instinkts, ihr drohe Gefahr, daß bald die Gefahr reizt, und am Ende selbst der Untergang in der Gefahr. — Die Sicherheit spielt mit der mißkannten und mißgeachteten Gefahr, bis sie sich selbst an diese verspielt hat.



Wo das feige Gewissen den Menschen im  
Stiche gelassen, kehrt es wieder, um zu strafen,  
was es nicht verhinderte.



O wenn man wüßte, wie solch eine That,  
Die uns zum Glück die Brücke bauen soll,  
Uns selbst verändert, daß in der Geburt  
Die Neigung stirbt und unsrer Sehnsucht Kind  
Als ein entsehrlich fremder Wechselbalg,  
Die eigne Mutter kann zum Wahnsinn heßen;  
Gar viel, gar vieles würde nicht getan.

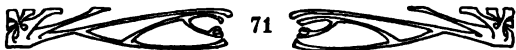




Wenn ein Beschauer, Denker ins Handeln greift, wird er zum Narren und Tyrannen, weil er mit den Dingen in der Wirklichkeit so verfahren zu können meint, wie er in seiner Reflexion mit den Vorstellungen verfährt, die ihm keinen Widerstand entgegensetzen.



Es kann gar nicht genug gewarnt werden vor den gefährlichen Folgen des Lebens in der Einbildung. Weil man sich die Dinge schöner denken kann als sie uns vorkommen in der Wirklichkeit, so verweilt man gern in jenem Denken; die nie ermattende Phantasie läßt Sättigung nicht aufkommen, weil sie ihre Gerichte immer noch schmackhafter würzen kann. Neben diesem immer bunter strahlenden Bilde der Dinge in der Phantasie wird nun die Wirklichkeit immer farbloser oder mangelhafter und das Ungenügen daran immer stärker. Tatlustige Geister möchten nun die Wirklichkeit umformen nach ihrem Bilde in der Phantasie; sie bedenken aber nicht, daß der Unterschied zwischen der Wahrheit und der Dichtung, — daraus kann man erkennen, daß diese Art der Dichtung nicht die rechte; — ein nicht aufzuhebender ist, der eben auf der Freiheit der Phantasie von den Bedingungen der Welt, der Wirklichkeit beruht und daß ihr Tun das Jagen nach ihrem Schatten ist. Wie diese über die Kluft zwischen beiden vergeblich aber tätig hinausstreben, so bauen sie sich in ihr an und machen die Unzufriedenheit zur Substanz ihres Lebens. Das sind die von Welt und Menschen Verkannten, die ihrerseits nie sich bemühen, Welt und Menschen zu erkennen und in stetem inneren Unrecht gegen beide leben, indem sie ein trauriges Vergnügen darin finden, sich in immer neuen Vor-



stellungen als den Gegenstand des Unrechtes sich auszumalen, welches jene an ihnen begangen und welches in der That niemand als sie selber übte. Dieser Zustand krankhafter Eitelkeit führt zu den absurdesten Handlungen, weil Menschen und sittliche Verhältnisse ihnen allmählich zum bloßen Materiale für ihre Träume geworden sind. Die gleißende Seite, wo das Schöne in das Schillernde, innerlich Unsittliche übergeht, das Spiel mit den bedenklichsten Situationen wird ihnen zur Gewohnheit, und das Schlimmste ist, daß diese Menschen sich als die besseren fühlen und aus ihrer hohlen Eitelkeit noch eine sittliche Glorie machen.



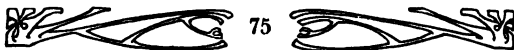
Ich habe mich, wenn mir jemand etwas Uebles zufügte, nie recht persönlich darüber ärgern können; ich betrachtete das Leben (und konnte nicht anders) als ein großes Drama und war zufrieden, wenn die Leute nicht aus der Rolle fielen und hatten sie einmal ihren Charakter recht total in einem Zuge gezeigt, vergaß ich über der theoretischen Freude den meiner Persönlichkeit sonst unangenehmen Eindruck.



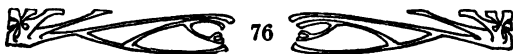
Wer die Menschen achtet, der geniert sie; der will ihre Eitelkeit zwingen, sich so zu zeigen, wie er sie behandelt. Wer sie verachtet, der ist ihr Herr. Mit den Völkern ist's just ebenso. Der Mensch will seinen Willen und nicht was ihm gut ist. Das Gute nehmen sie nur als Draufgabe auf das Angenehme.



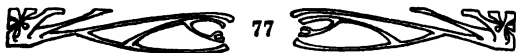
Es ist unglaublich, was solch eine Phrase tut.  
Je hohler, desto klingender. Wer den Kopf nicht  
überzeugen kann, der muß die Ohren gewinnen.



Was in dem Munde, der es erdacht, ein Wort  
war, ist in dem, der es nachspricht, schon Phrase.

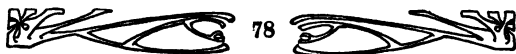


Daß es wackere Männer sagten!  
Das Nichts wird zum Was, geht es  
Durch einen wackern Mund.

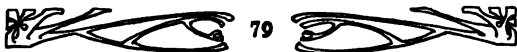




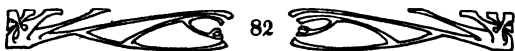
Wenn stumm das Herz ist, macht das Wort sich  
breit;  
Wo Herz und Herz sich um das Höchste fragen,  
Wird deiner Sprache reiche Armut stumm.



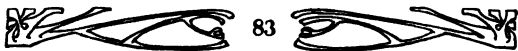
Die tiefste und neueste Wahrheit, die heute das Gehirn eines Weisen gebär, hat morgen ihren Stand auf der Zungenspitze jedes Toren und muß sich gefallen lassen, was Wiß ohne Urteil aus ihr macht.



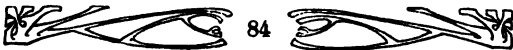
Eine Kunst, die jung wieder aufsteht, trägt auch ihre Priester höher und kräftiger hervor, denn die Bewegung ist die Mutter des Werdens. Kriegerische Zeit entbindet den Helden, der ohne sie vielleicht ruhmlos, ja vielleicht gar durch das Mißverhältnis seines Geistes und Triebes mit dem der Zeit, getadelt oder gestraft vom Schauplatz abgetreten wäre, auf dem er anstatt, wie es das Stück wollte, als ruhiger Statist, sich als Heldenspieler geriert hätte.



Hestige Naturen glauben alle Welt zu beherrschen und doch werden sie von aller Welt beherrscht.



Der Streit, der in jeder Leidenschaft liegt, überwächst den Widerspruch von Klugheit und Torheit im Affekte, daß sie zugleich scharfsichtig und blind, was sie mit ihrer Klugheit baut, durch ihre Torheit wieder einreißt, so ihren Zweck selber zerstörend.



Das Christentum ist eine Religion für das Volk, eine Religion der Anschauung, nicht der Reflexion. Christi Gestalt ist das Christentum; der Glaube daher wesentlich, d. h. das Schauen der Gestalt. Wir sollen Christus lieben, und aus dieser Liebe soll alles andre fließen, es soll damit getränkt sein, d. h. wir sollen handeln so, wie wir tun würden aus Liebe zu einer solchen Gestalt, als in der Christus vor unserer Anschauung steht. Die Gestalt soll unsre Anschauung so erfüllen, daß die Liebe, die die Folge derselben, Ausgang und Ziel und Heiligung all unsers Denkens und Tuns ist, ähnlich wie bei der Liebe zu einem Menschen. Aus seinen Reden und Schicksalen baut sich die Gestalt uns auf.



Die schönste und herrlichste Wirkung eines in seiner Art vollkommenen Werkes ist, daß es uns zwingt, die Unlust über unsre eignen Mängel, indem es diese in ihrer ganzen Größe erregt, über der Freude an ihm zu vergessen.

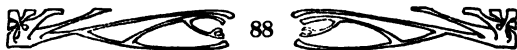


Schämen, was heißt das? Bereuen, daß man schwach war? So muß man sich des Schämens schämen; denn eine Schwäche bereuen, ist erst recht eine Schwäche. Das heißt die Schwäche autorisieren.

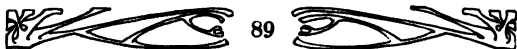




Mit dem, was wir Philosophie nennen, sollte man seine Bildung beschließen, nicht beginnen. Auf die Wirklichkeit sollen wir wirken und statt ihrer werden wir in einem Verstandesraum isoliert von der Welt; unsre Organe des Auffassens werden geschwächt, d. h. Verstand und namentlich Urteilskraft über der abstrakten Kultur der Vernunft. Wir werden gebildet, auf Gemeinden von Philosophen zu wirken, aber nicht auf Naturen.



Unser Reden von Humanität ist unerquicklich ohne Tat. — Es ist unendlich schwerer, einen einzigen Menschen glücklich zu machen, als ein ganzes Leben lang für die Menschheit schwärmen.



Die Natur gibt jedem starken Triebe ein Gegengewicht mit, wie zum Beispiel dem sinnlicheren Geschlechte die stärkere Schamhaftigkeit. Und wie gewiß würde der Trieb der Geschlechter in seiner ersten erwachenden Kraft den Jüngling zum Selbstzerstörer machen, begleitete ihn nicht die wunderbar vergeistigende Erhebung seines ganzen Wesens, eine Schamhaftigkeit und Scheu, oft größer als die der Jungfrau. Die dämmerige Lust vornehmend, mit dem Schmerze spielend, dessen wirkliches Angesicht er noch nicht kennt, genießt er sich in erträumtem Liebesleid, während die wachsende Freude am Heiteren und Behaglichen erst zu den reisenden Jahren sich gesellt.

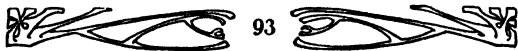


Das Weib ist weich, leicht Tränen vergießend, aber um Liebe kann die Weiche hart sein bis zum Aeußersten, wovor der härtere Mann erschreckt, der nicht so lieben kann. Das einmal Gewollte verfolgt sie unerschütterlich, mit der Kraft, die ihr Liebe gibt und die Weiberstärke, unnütze Gedanken von sich fern zu halten. Den Frauen ist die Liebe, was den Männern der Ehrgeiz; darum rächen sie verschmähte Liebe, wie jene den Verlust einer Krone. Das Weib von Natur weniger wagend als der Mann, wagt von Liebe getragen mehr. Es ist liebend das Bild der Natur im kleinen. Wovor schreckte es zurück? Das Weib, das so weich ist, daß fremdes Blut sehen es in Ohnmacht wirft, kann von der Liebe gehärtet, gegen das eigne wüthen. Der Heroismus des Weibes ist immer Uebermacht von Gefühl.

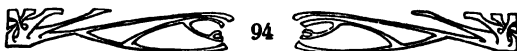
Das Volk gleicht einer blinden Naturmacht,  
weil die Zahl die Verantwortung teilt und unmög-  
lich macht. Was jeder Einzelne für sich nicht wagt,  
das wagen sie zusammen. So teilen sie sich in die  
Verantwortung und auf keinen kommt so viel, ihn  
zu verdammen.



Es gibt keinen süßeren Zucker für Kinder, als das Wort: ihr dürst nicht und kein besseres Gewürz als den Reiz des Geheimnisses, das leise Bitter einer möglichen fernen Gefahr. Das Leben faßt sich zusammen wie dem Soldaten im Krieg; die Minute, die noch gewiß sein ist, ist um so inniger sein, wie der Bodensaß eines süßen Getränkes mehr Süße birgt, als in dem übrigen Inhalte wohnt.



Wenn wir Ursache haben, unzufrieden mit uns zu sein oder mit unfrer Lage, dann läßt uns ein heimliches Selbstbedauern alles auf uns und unsre Lage beziehen, wir sind sinnreicher als je, gilt es, ein Verbindungsglied zwischen uns und Dingen zu finden, die wir sonst nicht bemerkt hätten, ja die wir uns oft erst erschaffen.

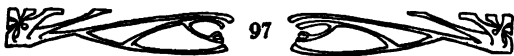


# Algemeines zur Kunst

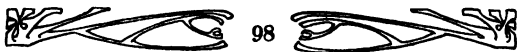




Einer, dem sein Körper zu klein ist für den Geist, schafft sich noch einen, sei's ein Gebäude, eine Misset 2c. 2c. Er ist sozusagen der Nerven-geist dieses objektiven Körpers, die plastische innere Kraft und nicht nur so lang, als daran gebaut wird, denn auf seinen Spekulationen, die immer währen, beruht das Ganze und seine Dauer. Seine Berechnung ist des Gebäudes Geist.



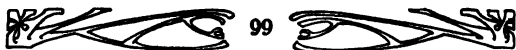
Es gibt erhabenere, schwärmerischere Gefühle, aber das menschlich Schönste ist das Gefühl der Ganzheit, welches durch ihr Anschauen in irgend einem Menschen in uns erregt wird, das mildernd, versöhnend, belebend wirkt. Harmonie. — Unsere ganze Erziehung, durch Schule, Kunst und Gesellschaft arbeitet nur dahin, uns zu zerstückeln; von Glück hat der zu sagen, dessen Sein sich wieder aufbaut aus den Trümmern, in die man es schlug. Sollte nicht der Zweck der Kunst eben nur der sein, den zerstückelsten Menschen wieder zu binden. Dann ist in der Tat S. Bach das Muster für Komponisten, wird aber auch nur von jenen gewürdigt werden, denen jene Selbstaufbauung möglich ist, so lange nicht der Staat einschreitet, wie bei den Griechen, falsche Kunst offiziell verbannend. Und diese Menschenganzheit, diese Idealität des Menschen muß das Ideal jedes sein im Leben und in der Kunst. Versöhnung des Menschen mit dem Leben.



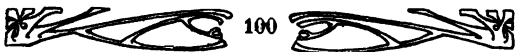
Ein herrlich Stück. Erlaubt. Und das nennt ihr  
Nicht fertig? — — —

Was? Ein Stuhl, ein Tisch, ein Sattel,  
Ne Pflugschar, die wird fertig. Denn das Handwerk  
Ist endlich. Ist es brauchbar, ist's geraten.  
Das Schöne wird nie fertig, immer könnt es  
Noch schöner sein. Und ihr, ein Künstler, sprecht  
Von Fertigsein? — — —

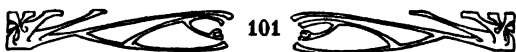
Das Schöne ist ein Maß.  
Was drunter und was drüber, ist's nicht mehr.



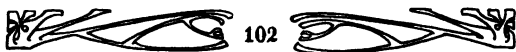
Schön ist Alles. Nichts ist häßlich,  
Wenn's nur an seiner rechten Stelle steht.  
Was ist das Schöne? Was an einem Schmuck?  
Die Steine sind es nicht; das Gold ist's auch nicht.  
Stellt sie ein wenig anders, als sie müssen,  
Es ist dasselbe Gold, dieselben Steine,  
Doch mit der Schönheit ist's vorbei. So wie  
Des Mondes Abglanz in dem Krug mit Wasser.  
So ist das Schöne eines Schöneren Abglanz,  
Das ihr mit Händen nur nicht greifen könnt.  
Ihr könnt nichts weiter tun, als euern Krug  
So stellen, daß der Mond sich drinnen spiegelt,  
Und steht er recht, scheint schlechtes Wasser Gold.



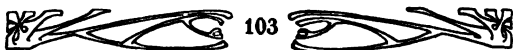
Gesundheit der Kunst, d. h. mit dem Leben  
ausgeföhnte, nicht ihm feindliche, sondern hilfreiche  
Kunst, deren Weg durch Schönheit und durch  
Wahrheit zur Güte, Wahrheit und Schönheit  
führt, sollte die Haupt- und Grundidee jedes  
künstlerischen Schaffens sein.



Natur in der Kunst kann nichts andres heißen,  
als die täuschendste Wirklichkeit einer künstlerischen  
Darstellung, das vereinte Werk des Verstandes  
und der Phantasie.



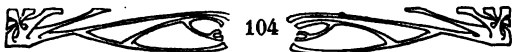
Das sogenannte Genialische eines Werkes soll das sozusagen Unabsichtliche (und doch um so Absichtlichere) sein, daß es nicht dasteht allgemein, wie ein Begriff, sondern so individualisiert, wie ein Aeußeres. Ein solches hat sich — wie in jenem der Dichter immer noch mitten inne steht und das Werk nur durch ihn wirkt, als seine Erscheinung und ohne ihn nichts — vom Dichter abgelöst und steht neben ihm, unabhängig und als Selbstzweck und Reelles neben dem Reellen. Das Bewußte und Bewußtlose muß so verschmolzen sein, daß man fast nicht weiß, ist es Natur oder Kunstprodukt. Durch die Zweckmäßigkeit ohne (wenigstens sichtbar absichtlichen) Zweck wird ein solches Werk ein reelles, wie das Leben selbst.





## Realist und Idealist

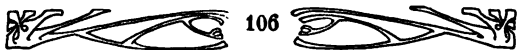
Der Realist sucht die Wahrheit des Lebens in künstlerischer Darstellung ihrer typischen Fälle zu fixieren; der Idealist benutzt eine künstlerische Darstellung zum Vehikel für allgemeine Gedanken, die er mitzuteilen wünscht.



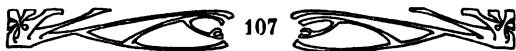
Ein Bild wird erst durch den Beschauer fertig.  
So ist's mit Büchern auch. Ein Buch ist schlecht,  
Wenn's nicht den rechten Leser findet, der  
Im Lesen erst es fertig macht. Es liest  
Kein Leser mehr heraus, als er hineinliest.  
Dem andern ist dasselbe Buch ein andres.  
Macht ihr ein Bild, so ist's die Wirklichkeit,  
Durch euer großes Auge angeschaut.  
Der Kluge weiß euch Dank; indem er sie  
Durch euer Auge schaut, glaubt er die Klarheit,  
Die Ruh, die euerm Anschauen eigen ist,  
Die wohn' in seinem Aug. Er fühlt sich größer  
In eurer größeren Persönlichkeit;  
Das nennt er Kunstgenuß und dankt es euch. —



Genuß ist das Behagen an uns selbst. Kunstgenuß das Behagen an uns insofern wir die bedeutendere Persönlichkeit des Künstlers als unsre eigene empfinden; also der Kraft des Mikroskops, in der Täuschung als der Kraft unsrer eignen Augen uns freuen. Der Künstler hebt uns auf seinen Standpunkt und wir empfinden das Vergnügen eines Menschen, der, einmal aus seinem Thal heraufgestiegen, von einer Höhe herabschaut. Wo wir nur einen kleinen Fleck überschauen konnten, beherrschen wir ein ganzes Reich. Der Künstler zeigt uns, was wir kannten; aber er zeigt es uns von einem höheren, freieren Standpunkt herab, von dem Punkt herab, von welchem er das Leben sieht.



Die Kritik kann an einem Kunstwerke eigentlich nichts beurteilen als: inwieweit dem Künstler das gelungen ist, was er wollte.

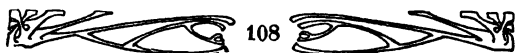


Genuß ist das Behagen an uns selbst. Kunstgenuß das Behagen an uns insofern wir die bedeutendere Persönlichkeit des Künstlers als unsre eigene empfinden; also der Kraft des Mikroskops, in der Täuschung als der Kraft unsrer eignen Augen uns freuen. Der Künstler hebt uns auf seinen Standpunkt und wir empfinden das Vergnügen eines Menschen, der, einmal aus seinem Thal heraufgestiegen, von einer Höhe herabschaut. Wo wir nur einen kleinen Fleck überschauen konnten, beherrschen wir ein ganzes Reich. Der Künstler zeigt uns, was wir kannten; aber er zeigt es uns von einem höheren, freieren Standpunkt herab, von dem Punkt herab, von welchem er das Leben sieht.



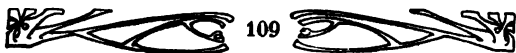
Die Kritik kann an einem Kunstwerke eigentlich nichts beurteilen als: inwieweit dem Künstler das gelungen ist, was er wollte.

Mit jedem neuen Besuch einer Gemäldegalerie — d. h. unter kleinen Zwischenzeiten — wird die überwältigende Gewalt der Masse kleiner, die Fähigkeit, das Einzelne zu genießen, größer. Man lebt sich immer mehr ein; die Vertrautheit mit der Kunst und den Kunstwerken überhebt uns der Anstrengung der Abstraktion. Mit Leichtigkeit hält man in kurzem die Eindrücke auseinander und kann daher die einzelnen bis in ihre Tiefe auskosten. Dann erstaunt man, wie der innere Sinn durch Schönheit geläutert, durch Großheit ausgeweitet, das auf den ganzen Menschen ausübt, was das Aufgenommene auf ihn gewirkt. Wenn man auch nichts lernte dabei, aber man lernt auch, so fühlt man, daß man etwas wird. Aus jeder Gesellschaft, die man oft besucht, so oft, daß man mit ihr vertraut wird, geht etwas in unsre Eigentümlichkeit über; indem man von ihr sich assimiliert, was unsrer Eigentümlichkeit zusagt und ergreifbar ist, assimiliert man sich ihr selbst. Es kann daher kaum eine Gesellschaft geben, die einen vorteilhaftern Einfluß auf uns übte, als die solch idealer Gestalten. Man ist mit den edelsten Geistern einer kräftigeren Zeit zusammen und zwar nicht etwa in Stunden ihrer Abspannung, sondern ihres freudigsten Sichzusammennehmens. Alles Hohe und Schöne, was jene Zeit bewegt hat, umgibt uns in seinem vollständigsten und lebendigsten Aus-



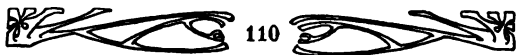
druck. Ihre Lebens- und Wirkensfreubigkeit trägt  
sich auf uns über.

(Gelegentlich des Besuchs der Dresdner  
Gemäldegalerie)

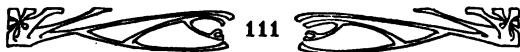




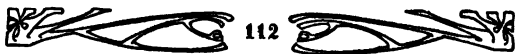
Die alten Griechen gingen in Bild und Dichtung von einem Uebereinkommen aus, nicht von der Natur selbst. Die Natur, daher sie ihre künstlerische Anschauung nahmen, war ein Ideal der Natur. Eine gewisse empirische Abstraktion machte die Formen allgemeiner; der Inhalt ward um so geringer und dies begünstigte die Einheit und Harmonie. Es ist ein wahres Nivelliersystem gewesen; die gerade Linie der Stirn und Nase in der bildenden Kunst machte die sämtlichen Götter und Helben zu einer Familie durch die Familienähnlichkeit. So ist auch die Diktion in ihren Trauerspielen so allgemein ohne Individualität; leidet auch die Mannigfaltigkeit darunter, so gewinnt die Form; es ist nun alles aus einem Guß. Wahr ist's, solch ein griechisches Trauerspiel zu lesen, ist ordentlich wohltuend; die Gräßlichkeit ihrer Fabeln so lieblich gemildert.



Jeder, der Freude an der Schönheit der Natur empfindet, sollte, wenn es ihm möglich ist, im Freien und von einem tüchtigen Landschaftler geleitet — wenn man so sagen darf — Sehstudien machen. Wie sich der Kreis seines Wissens um das Schöne, das eine Landschaft enthalten kann, erweitert, erweitert sich der Genuß bei ihrer Beschauung. Das belehrte Auge haftet mit größerem Vergnügen auf Reizen, die das unbelehrte übersteht. So ist es mit Büchern und am Ende mit dem Leben selbst. Was dem gewöhnlichen Beschauer schon Form ist, das ist dem Kenner noch Stoff; der echte Kunstgenuß entspringt nur aus dem liebevoll hingeegebenen Vertiefen in das Kunstwerk, dem Suchen nach seiner geistigsten Form, deren Existenz der gewöhnliche Beschauer höchstens ahnt. Wir müssen dem schaffenden Geiste des Künstlers auch in den kleinsten Zügen zu begegnen suchen, denn oft sind es diese, worin er das Tiefste seiner Intention niedergelegt hat. So begegnen wir auch dem Göttlichen, was in dem Menschen schafft, in dem kleinsten Zuge; wer diesen Künstlerblick für das Leben besitzt, wird nie an den Menschen verzweifeln müssen. Ihm ist eine Fülle aufgetan von dem, was ihn belehren und veredeln kann.



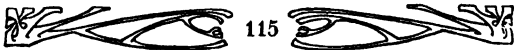
Der Virtuose hat nicht ausgelernt, dessen Leistung man ihre Schwierigkeit noch ansieht, das Werk hat die höchste Vollendung nicht erreicht, dem man den Aufwand von Kunst noch nachrechnen kann, der es erschuf.



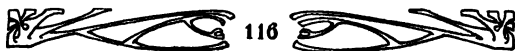
# Zur Dichtung



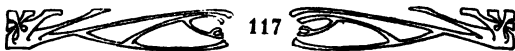
Ein gutes Buch muß lehren, die Welt zu ergreifen und doch nicht sich an die Welt zu verlieren, es muß uns zeigen, wie schön das Leben, und uns doch darüber hinwegsehen.



Die Worte sind Heuchler und Schmeichler;  
sie wechseln mit der Laune des Lesers.

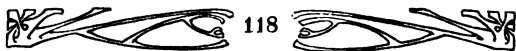


Phantasie ist das eigentliche Werkzeug des Dichters; wenn der Mensch das Spiel der Phantasie, wie es Gedanken- und Gefühlsfolgen begleitet, fixieren könnte, so würde dies das unmittelbarste Gedicht geben.

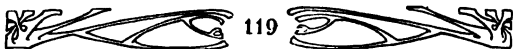




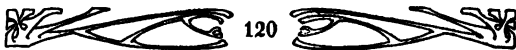
Der Verstand bückt den Kopf vor; die Phantasie  
legt ihn zurück. Die Begriffe, scheint's, müssen wir  
an der Erde suchen; die Poesie am Himmel.



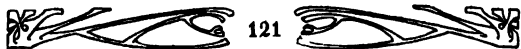
Der heutige Mensch hat die Erfahrung und die Bedürfnisse aller seiner Vorfahren, darum ist er so alt als die Welt. Jedes Gedicht ist so alt als die Poesie selbst.



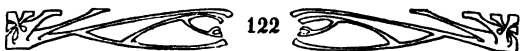
Was ist ein Dichter anders als ein Mensch,  
der die Schönheit selbst gesehen hat, daß er sie  
nicht vergessen kann und jedes Wort, jeder Ge-  
danke von ihr erzählt.



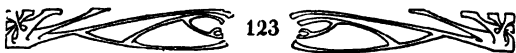
Schönheit ohne Wahrheit ist Lüge, wenn auch eine schöne. Dringt dem Ding auf den Kern; nehmt nicht das Gegebene; sondern sucht nach der Wahrheit des Lebens, seid ihr bloß Dichter, dann zeigt diese Wahrheit, seid ihr zugleich ein Mann, dann setzt diese Wahrheit des Lebens in der Wirklichkeit durch, wo ihr könnt. Aber ihr könnt nicht Dichter sein in meinem Sinne, wenn nicht Mann zugleich. Bagt's nur, ein lebendiger Mensch zu sein, Blut zu haben, das immerhin heiß quellen mag, besser als wenn es nach dem Takte des Herkommens einherschleicht. Ahmt nicht mehr Nachahmung nach, die Affen der Lüge. Ueberkupfert nicht das reine Gold der Natur mit dem schlechten Metalle eurer Bildung. Fragt nach nichts Altem. Die Zeit zieht ihre Siebenmeilenstiefel an, sonst bleibt ihr zurück; tut als wolltet ihr ihr zuvoreilen, so bleibt ihr im Schritte. Behorcht das Volk in seinen Liedern und lernt was Liebe ist, eine Gewalt vom Himmel, jäh wie der Blitz und doch ausdauernder als der Sonne Licht. Alles gewinnend, indem sie alles hingibt, alle euere Herkommen in Kunst und höflicher Bildung müssen zerschneitern an diesem uralten Herkommen der Natur; fühlt sie quellen in den Liedern, laßt euch die Sehnsucht nach wahrer Liebe durchmartern, dann faßt sie, wo ihr sie findet (denn sie ist selten in dieser Welt, wo Wahrheit wie eine nackte ge-



peitschte Dirne!), und stürmt ihr Jubel auf den vollen Bogen eures Bluts dahin, dann nehmt die Feder wieder zur Hand. Sie wird euch die ganze Welt verwandeln, diese neue Welt schreibt dann ab und euer Lied wird die tiefste Wahrheit sein und die höchste Poesie zugleich.



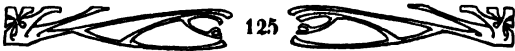
In den unscheinbarsten Lebensverhältnissen liegt die meiste wahre Poesie. Ist doch die Schriftstellerei nicht da, diese natürlichen anspruchlosen Verhältnisse zu zerstören, sondern den Verirrten zurückzuführen zur Natur, der regellos und wüst umherschweifenden Phantasie einen Pol zu geben, mit einem Wort, die Verkünstelung des geistigen und Gemütsmenschen nicht zu fördern, sondern ihr entgegenzuarbeiten.



Es gibt zwei Arten des poetischen Interesses, das freie und das gebundene. Entweder der Zuschauer (oder Leser) steht frei mit dem Autor über der Sache — wie denn zuweilen auch eine Figur des Werkes —, oder aber der Autor ist so naiv und der Zuschauer (oder Leser) verhält sich ebenso naiv zu der Sache, wie die Personen des Gedichtes selbst.



Das Typische ist das Kleid der Handlung,  
das zugleich die Logik ihres Zusammenhanges  
versteckt, und die Phantasie täuscht, um den  
Glauben zu gewinnen.

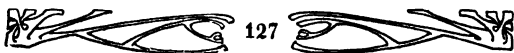




Der naive Dichter zeigt sich durch seine scheinbare Absichtslosigkeit objektiv, indem er die Wirkung dadurch zu erreichen sucht, daß er ihr auszuweichen, daß ihm wenigstens nichts an ihr gelegen zu sein scheint. Die Blumen in einem abgelegenen Gründchen machen uns den Eindruck von Naivität und Objektivität, weil sie ihre Schönheit nicht für den Betrachter ausgelegt zu haben scheinen; das gibt überhaupt der einsamen Natur diesen Wunderreiz. Wie hat sie diese Blumen wunderbar ausgezack't, mit welcher Liebe modelliert, mit welcher Hingabe das Ganze in Form und Farbe durchgebildet, die vielleicht kein Mensch sieht; welche wunderbaren Klänge hat sie dem kleinen, einsamen Vogel in die Kehle gelegt, den vielleicht keiner hört! Und wird der kleine Sänger während seines Liedes einen Horcher gewahr, so steigert er seine Mühe nicht gefallsüchtig, nein! er fliegt scheu davon und sucht sich eine Stelle aus, wo ihn niemand hören kann, dort faßt er alle Kraft seiner kleinen Brust zusammen zu einem Liede, das sich selber gilt. Im naiven Dichter ist die echte Naturfrömmigkeit; er singt wie der Einzelne in der Kirche für sich mit aus innerm Triebe. Der naive Dichter braucht eigentlich das Naive selbst gar nicht darzustellen, seine Darstellung an sich gibt den dargestellten Gegenständen Naivität. Wer bei sich auf den Eindruck

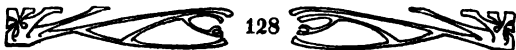


merkt, den naive Dichtungen auf ihn machen, und den Anteil, der dem Inhalt daran gebührt, davon abzusondern imstande ist, der wird diesen Eindruck selbst bei sehr pathetischen Gegenständen immer fröhlich, immer rein, immer ruhig finden. Das macht, weil wir uns bei naiven Darstellungen, sie handeln auch, wovon sie wollen, immer über die Wahrheit, über die lebendige Gegenwart des Objectes in unsrer Einbildungskraft erfreuen und auch weiter nichts als diese suchen.

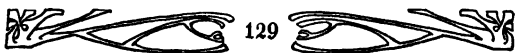


Der Mensch soll nicht besser sein wollen, als Gott ihn will. Wenn dieser Satz anders einen Sinn hat, so kann es nur der sein: der Mensch soll nicht besser sein wollen, als sein Gewissen ihn will.

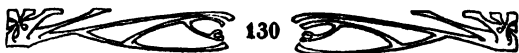
Gott wird die Menschen nicht über Bausch und Bogen, alle zusammen nach einem objektiven, sondern jeden nach dem subjektiven Gesetze richten, das er ihm in die Brust gegeben, vielmehr Gott tut das schon in dem Freunde, den er ihm geschaffen, eben durch des Menschen eigenes Gewissen. Der Mensch wird dem Menschen meistens Unrecht tun, wenn er ihn sittlich richten will. Nur über die Menschen des Dichters kann er's, in deren inneres Gesetz der Dichter ihn blicken läßt — und dieses innere Gesetz ist's eben erst, was eine poetische Gestalt über einen poetischen Schatten erhebt. An solchen Fällen, meine ich, soll man wirkliche Fälle beurteilen lernen. Darum will ich vom Dichter sittliches Aufpassen, daß er nicht ästhetische Schatten schaffe, sondern Menschen, die ihren Maßstab des Sittlichen in sich selbst tragen.



Bei den Alten herrschte das plastische Element in der Dichtung vor, daher die Hexameter, überhaupt die Reimlosigkeit — Gruppen — Reime fürs Auge. Dagegen bei uns das musikalische Element, daher Reime, die Plastik fürs Ohr.



Daß wir Deutschen kein plastisches Vermaß haben! Kein freies, den Stoff umfließendes, wie ein Flor schöne Formen. Diese Keime, dieß abgemessene Klappen, worin die Gedanken sich fangen wie Mäuse in der Falle!



Die wahre menschliche Größe liegt nur in der Klarheit. Die Grundidee — wie aller Tragödie! — Daß der Mensch ein Mensch ist, daß selbst seine Stärken seine Schwächen sind. Leidenschaftslosigkeit, die geistige Klarheit, oder wenn man will, die Kultur, ist das einzige, was helfen kann. So ist der Gemütsmensch, wenn er einseitig dem, was er den „kalten Verstand“ zu nennen pflegt, nicht sein Recht gönnt, sondern dasselbe dünkeltast verachtet, großen Gefahren ausgesetzt. Das Herz allein ist ein unsicherer Führer durch das Leben, und das absichtliche Unterdrücken des kalten Verstandes macht den Menschen zum Spielzeug jeden Zufalls; wie leicht, wenn wir diesem nüchternen Wächter die Augen verbinden, wird es dann auch den niedrigsten Leidenschaften, sich unter edeln Vorwand versteckend, uns zu verderben. So ist z. B. die Begeisterung für Freiheit oft nichts anderes, als in eine Forderung der in Vernunft verkleideten Rache. Das Unglück unsrer Zeit ist die totale Verkennung der menschlichen Natur und der tragische Dichter, der einen höheren Zweck haben will, als bloß die Zeit zu vertreiben, muß vor allem sehen, was er dazu tun kann, den Menschen über seine eigne Natur zu belehren. Die wahre Humanität liegt im Kopfe, nicht im Herzen.



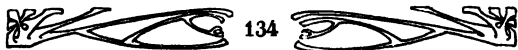
Jede Figur im Drama muß wie ein Weltkörper ihren besonderen Lauf haben, dessen Gesetz ihre innerste Natur vorschreibt, und indem sie nur diesem eigenen Gesetze für sich zu folgen scheint, mit den andern vereint der Absicht des Dichters dienen. Die Figuren müssen jede für sich nur ihre eigne Idee zu verwirklichen trachtend erscheinen, indem sie zusammen die Idee des Stückes, den Gedanken des Dichters verwirklichen.

In tragischen Naturen wird das glückliche Gleichgewicht der menschlichen Natur und ihrer Grundtriebe gestört und aufgehoben; die richtige Selbstliebe des Menschen steigert sich zu Selbstsucht, zu Ehrgeiz und allen jenen überstürzten Leidenschaften, die zu unseligem Ende führen. Wo die Tragödie ihren Zweck am sichersten ergriffen hat, hat sie immer solch eine überhobene Menschheit geschildert, die im freigeistigen Troze sich gegen die Mächte des Himmels aufwirft, das Vertrauen auf menschliches Vermögen überspannt, sich in der schrecklichen Folgerichtigkeit der Leidenschaft zu Nichtachtung göttlicher und menschlicher Gesetze fortreißen läßt, für ihre Unmaßungen in der Gesellschaft mehr Raum fordert, als mit dem Rechte der andren verträglich ist, und daher an natürlichen Gegenwirkungen anstößt und scheitert, mit der inneren Natur ihr äußeres Schicksal bereitend.

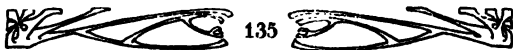




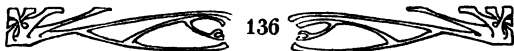
Natur, von offener Auflehnung gegen ihr Ge-  
setz erzürnt, sehen wir öfter das an der rechten  
Stelle Verweigerte uns da abfordern, wo es unsre  
Strafe wird.



Wenn unsre Fehler die Vergeltung unwillig gemacht haben, dann faßt sie uns bei unsren Tugenden, uns zu verderben. Es gibt Menschen, welchen die Erkenntnis ihrer Schwäche zur Kraft wurde, und Menschen, die schwach waren nur aus Uebermut auf ihre ungebändigte Kraft.



Schmerz über einen Zustand, im Drang ihn zu bessern, das ist ja eigentlich Mitleid. Nur ein Mittel bedarf's und das muß oft gebraucht werden, ein kleines Unrecht um großen Rechtes willen! Weichen Naturen, zumal Frauen, geschieht es dann oft, daß sie die Fassung verlieren, die Besonnenheit, Haltung und (in seiner Anwendung) grausamer werden können als der Starke, von Natur Grausame, teils willkürlich, teils aus der Bemühung stark zu sein. Dann erwachen sie wie aus wildem Traume und sehen plöthlich ernüchtert, was sie im Rausche angestellt. Dies wäre übrigens ein vollgültiger tragischer Typus in Natur und Schicksal.



Kein Dichter hat die Frauen zugleich wahrer geschildert und höher gefeiert als Shakespeare. In den naiven seiner dritten Periode ist die Schönheit des weiblichen, ja des menschlichen Ideals am vollendetsten.

In ihnen waltet jene Ganzheit der Natur, womit wir bezeichnen, was uns Männer soviel öfter an den Frauen bewundernd hinaufschauen macht, als wir uns je versucht fühlen könnten herabzusehen.

Keine einzelne Eigenschaft hebt vorherrschend die Gleichgewogenheit ihrer Natur auf; die geistigen und Seeleneigenschaften verschmelzen ineinander zu einem vollkommenen Einklang des Wesens; die ursprüngliche Ungeteiltheit der Natur, ihr höchster Begriff ist hergestellt, die Zusammenstimmung von Kopf und Herz, von Neigung und Wille; die Unbewußtheit ihrer selbst und ihrer Vorzüge, die Sicherheit, mit der sie immer das, was sie sind, ganz sind, die Unbefangenheit, mit der sie sich ihren Gefühlen, ungeniert von Bedenken, dahingeben; die Art, wie sie von dem Gegenstande, der sie gerade bewegt, ganz ausgefüllt sind; diese bewundernswerte Totalität gibt diesen Geschöpfen ihren unendlichen Reiz. Stelle man diese Wesen, die von allen weiblichen Untugenden der Koketterie und Ziererei und all den kleinen Attitüden der Eitelkeit gänzlich unberührt sind, neben die vagen Seelen-



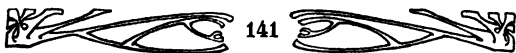
formen bei Schiller, neben die flachen Bildungen selbst bei einem Goethe; in welchen durch den Zwang des konventionellen Lebens der Keim der frischen Natur erstickt ist, der in allen Shakespeari- schen Frauen in voller gesunder Kraft sproßt und lerne man, was echte Idealität, sei es der Kunst, sei es des sittlichen Wesens, ist.



# Zur Politik

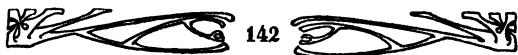


Der Einzelne wird klug; ein Volk bleibt ewig ein Kind, weil immer die Jugend voran ist; die Erfahrenen gelten nichts mehr; so kommt die Erfahrung keines Geschlechtes dem andern zu gut.





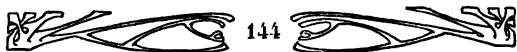
Die Poesie kann so wenig als die Politik Deklamation brauchen und eitle Selbstbespiegelung, beide verlangen Hingebung und Tat, die eine ästhetische, die andre politische. Die Kunst hat nicht die Aufgabe, als Tambour vor der Politik einherzuziehen; ihre Aufgabe ist so groß als die der Politik; sie soll Menschen bilden, wie diese Bürger; der Mensch ist nicht da um des Bürgers willen; aber der Bürger ist da um des Menschen willen; der Bürger ist die äußere Bedingung des Menschen. Daß der Mensch so sehr Mensch sein könne als möglich, muß er Bürger sein. Der Bürger ist sozusagen der Körper des Menschen, der gesund sein muß, wenn die Seele es soll sein können. Im Notfall muß freilich erst für den Körper gesorgt werden, deshalb aber ist der Körper nicht besser.



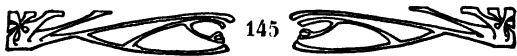
Dem Volk geht's wie den Fürsten. Das Volk bildet sich ein zu regieren, aber es wird regiert von Schmeichlern und bösen Räten.

Wer am besten der Leidenschaft des Volkes schmeicheln kann, der ist jederzeit ihr König und kann sie brauchen, wozu er will; heut ist's der, morgen jener. Diese Redner würfeln mit ihren Worten um das Volk; heute gewinnt der, morgen der und sie fühlen nicht, daß diese Abhängigkeit, in der sogar ihre Persönlichkeit untergeht, weit erniedrigender und verächtlicher ist, als ihre erste, in der ihr innerer Mensch doch frei war.

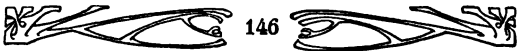
Erschrecken die Menschen über den Ausdruck Freiheit. Gut, wenn der so scharf klingt, so wollen wir's vollkommene Gesehlichkeit nennen, d. h. einen Zustand, wo der König nicht freier dasteht vor dem Geseh, wo die Herrscherfamilie nicht so hoch steht, daß der Arm des Gesehes erlahmt.



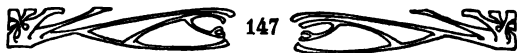
Freier Wille, ein Riesenhaupt auf einer  
Marionette Rumpf gesetzt.



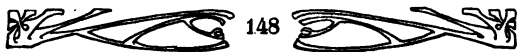
Wenn die Menschen nach Freiheit schreien,  
so meinen sie darunter einen selbstgewählten Zwang.



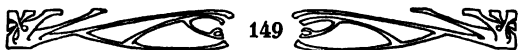
Diese ewig von Freiheit Plaudernden, Klagen-  
den, die sich dabei ganz wohl befinden! Die Alten  
liebten ihre Weiber und galt's die Freiheit, so  
fochten sie um so mutiger, als ihre Freiheit zu-  
gleich die ihrer Weiber oder Geliebten und Kinder  
war. Aber freilich fochten jene nicht mit Federn.  
Wer sein Weib nicht über alles lieben kann, kann  
auch sein Vaterland nicht über alles lieben. Ihr  
liebt nicht mit dem Herzen, sondern nur mit dem  
Kopfe, aber nur das Herz ist treu.



Man läßt die Religion den Fanatismus und die Heuchelei entgelten, aber diese liegen in der menschlichen Natur selbst; die Freiheit hat auch beides und es ist einerlei, ob der Vorwand, Menschen zu morden, mit der Firma „Ungläubige“ oder „Aristokraten“ gerechtfertigt werden soll.

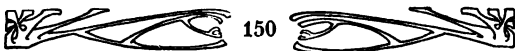


Von Gottes Gnaden war hier ein Tyrann,  
Nun sind es hundert in der Freiheit Namen.  
Die Taten nicht, die Täter wechseln nur,  
Ob einer sie besitzt, ob Hunderttausend —  
Wer die Gewalt hat, der mißbraucht sie auch.

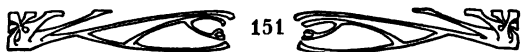




Nicht die Gewalt, die Kraft beherrscht die Welt. Nur das besteht, wo innre Kraft den Wert leiht zu bestehen.



Ein Mittel haben sie für alle Schäden,  
Was heilen soll; dies Mittel heißt Gewalt.  
Und wie die Menschen sind: der neueste Arzt ist  
stets der beste.



Die Freiheit kann zu Bürgern nur tüchtige und edle Menschen brauchen, und ihr fangt damit an, die Menschen zu verschlechtern.

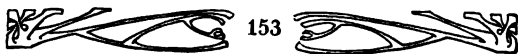
Diese Volksanführer sitzen und verprassen den Raub.

Menschen, ihr müßt erst besser werden. Wo Freiheit wurde, ward sie's durch Zusammenraffen; nicht der Hut und die Federn machen's.

Die wollen euch freimachen, die die Sklaven ihrer eigenen Leidenschaften sind?

Du armes Volk, das sie mißbrauchen; steh deine Führer an; vom weggeschleppten Raub zehrend, während ihr hungern müßt, sitzen sie da und beschuldigen sich gegenseitig aller Schledhtigkeiten.

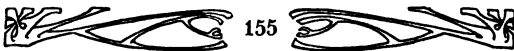
Der Schlimmere ist nicht der, der mich in Ketten schlägt; der mich die Ketten lieb gewinnen macht, der ist der Gefährliche.



Nichts hat je der Freiheit größeren Vorschub geleistet, als wankend gewordene Umstände. Im Kalender der Geschichte sind die Jahrgänge verzeichnet. Gar manchmal hilft eine Revolution einem ehrlichen Manne über seine Schulden hinaus; das sieht dann aus, als wäre es auf die Regierungen abgesehen gewesen und in Wahrheit müssen diese nur gelegentlich mitleiden. Der Feind, auf den es geht, sind der Volksmänner Gläubiger. Zu der Volksmänner Glück haben sie mehr Gläubige als Gläubiger, und sie suchen Gläubige, um sich ihrer Gläubiger zu entledigen.

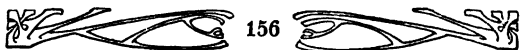


Es hat noch kein Gesetzgeber ein andres  
Gesetz gegeben, als sich selbst. Und am Ende ist's  
Herrschaft, was allem Anteil, aller Liebe und  
Freundschaft zu Grunde liegt. Das ganze Leben  
ist ein Verschlingen und Umschmelzen der Dinge  
in unser eignes Metall.



Ein Kultus ohne Glauben ist der Leichnam einer gestorbenen Religion, der sich eine Zeitlang erhält, dann aber, allmählich verwest, beim Anstoß eines Fußes an den Sarg plötzlich zerfällt. Auch Institutionen, wenn der Geist weg ist, der sie gegründet und belebt. Darum fallen sie dann so schnell in Asche, was diejenigen wundert, die das allmähliche innere Verwesen nicht bemerken. So z. B. das heilige römische Reich.

Der Staat soll das Mittel sein, daß jeder einzelne so ganz als möglich werden könne. Wenn es Bedürfnis ist, alles möglichst zu sehen wie es ist, in seiner Ganzheit frei zu erforschen, und nicht durch eine farbige Brille, der steht bald, was ihm erfreulich, bald, was ihm unerfreulich erscheinen muß, und nun soll er an dem einen nur Gutes, am andern nur Böses sehen, soll seine innerste Freiheit einem Zwang unterbeugen, soll hier lieben und dann wieder hassen, je nachdem ihm's von der Politik vorgeschrieben wird, und um das zu ermöglichen, daß er ganz werden könne, soll er halb und hohl, ein Gefäß sein für das, was von außen in ihn kommen soll. Was anders soll aus dieser Zerstückelung des Inneren werden als Heuchelei, Schauspielerei, Spielerei mit dem Höchsten.



Die Hauptsache ist, daß eine Verfassung volkstümllich ist, ob sie den Bedürfnissen und — wenn ihr wollt — denn dies sind ja eigentlich unsre dringendsten Bedürfnisse — den Sitten und den Vorurteilen des Volkes sich anpaßt.

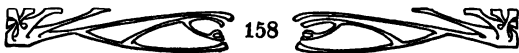
Wer diesen Gewalt antut, ist Tyrann und wäre es die Vernunft selbst. Ihr meint, die Freiheit macht gleich; ich aber meine, die Gleichheit macht Republik. Es ist so natürlich, daß Gleiche sich eine republikanische Verfassung geben, als es natürlich ist, daß, wenn die Gleichheit völlig gestört ist, der Staat der Mutter der absoluten Herrschaft, der Anarchie in die Hände fallen muß. So lange jeder Bürger ein Interesse an der allgemeinen Ordnung hat, wird sie mit leichter Mühe durch das natürliche Gewicht balanciert; so wie die Masse derer anwächst, deren Interesse mit dem allgemeinen im Widerspruch steht, d. h. sobald es eine Klasse im Staate gibt, die nur zu gewinnen hat, dann wird ein Kampf beginnen.





Eine Republik kann man nicht machen; sie muß sich selbst machen und sie wird sich immer selbst machen, wo Gleichheit vorhanden ist und Raum. Aus Gleichheit entsteht Freiheit, wie die Rose duftet. Die Freiheit braucht Raum; wo die Menschen zu gedrängt stehen, kann sie nicht gedeihen. Das gleiche Interesse ist die *res publicae*. Eine Staatsform, die dauern soll, kann man nicht machen. Ein Staat kann überhaupt nicht gemacht werden. Heutzutage aber soll nicht einmal der Poet mehr dichten, sondern er soll machen und das ist der Grund, warum aus unsrer Zeit nichts auf die Nachwelt kommen wird. Man achtet die still in sich wirkende Macht der Natur im Gemüte nicht mehr; man schämt sich des Gemütes. Und doch geschieht alles Schaffen bewußtlos. Der Geist ist mächtig zum Reproduzieren, zur Kritik — aber im Kunstwerk, im Schöpfungsprozeß selbst kann er doch nur bewußtlos wirken. Sie können keinen Menschen machen, kein Gras und wollen doch einen Staatsorganismus machen. Das sind die wiedergeborenen Alchimisten, die auch das, was die Natur in der heiligen Nacht des Mutterschoßes brütete, nach Rezepten machen wollten.

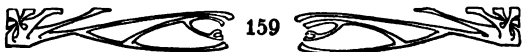
Man weiß ja, woraus Gold besteht. Und die Dinge, woraus ein guter Staatsorganismus besteht, weiß man auch — aber leider nur chemisch; die Hauptbedingung des Organismus, die Lebens-



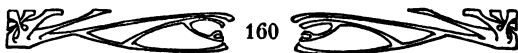
kraft, ist uns ein Rätsel. Ein solches Rezept ist nun die republikanische Staatsform. Alle äußeren Erfordernisse hat man zusammengestellt; damit hat man aber weiter nichts getan, als wenn man die mechanischen und chemischen Verhältnisse des Menschenleibes aufgestellt hat. Denn das organische Leben, die Lebenskraft, kann man nicht machen. Man will eine Zitrone auf den Baum unfres Volkes pflanzen, denn man hat herausbekommen, daß die Zitrone mehr wert ist, als die Pflaume. Kinder, denen ein Baum gefällt, nehmen einen Zweig davon ab und setzen ihn in ihren Garten.

Ihr wollt mit Gewalt; so müßt ihr mit Gewalt erhalten, was ihr gewaltsam gebaut.

Ihr beruft euch auf Amerika. Wie entstand die Republik Amerika? Fiel es ihnen plötzlich ein mit der Republik und sie machten eine? Die Republik Amerika ist nichts Gemachtes, sondern etwas naturgemäß Gewordenes, nicht bloß entstanden, weil die Amerikaner philosophisch die Republik als die vernünftigste Realisierung der Staatsidee angesehen, oder sie für die „allein mögliche“ erklärt, nicht, weil sie Lust hatten, einen staatsphilosophischen Versuch zu machen, sondern weil es in ihren Zuständen das Nächste und Praktischste war, nicht allein, weil es ihre Meinung war, sondern weil auch alle Umstände zur Realisierung ihrer Meinung



beitragen. Es war ein junges Volk ohne historische Hindernisse, nicht überbevölkert, sondern der Bevölkerung bedürftig.

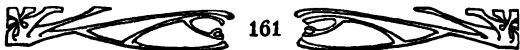


Der Gott der Religion ist der Repräsentant der sittlichen Weltordnung, der Fürst der Republik der sittlichen Staatsordnung, er ist die eingefleischte Souveränität des Volkes. Er ist ja selbst aus dem Volke; er ist ein Mensch wie jeder andere. Ein republikanischer Präsident ist ein Mensch, der König ein Symbol. Das Kennzeichen der Republik: das Unfeste, ihr stetes Schwanken zwischen Uebermut und Feigheit.

Die Republik ist der notwendige allmähliche Uebergang von Anarchie zur Monarchie, selbst zur Despotie; ein Interim. So schließt sie selbst auch die Despotie nicht aus, sondern die Despotie ist sogar ein gesetzlich (ree) Anerkanntes, ein notwendiger Faktor. Republik ist ihrem inneren Wesen nach Despotie; entweder des Haufens oder eines Einzelnen. Wenn der Haufe durch seine Despotie das Land ins Unglück gebracht, so muß die Despotie eines Einzelnen helfen.

Anfängliche Zustände sind noch nicht so auf die Notwendigkeit der Ordnung angewiesen als unsre jetzige Zeit.

So wenig das der natürliche Zustand eines Getränkes, wenn es untereinander geschüttelt; es sucht alles seine natürliche Stellung und dann ist die Monarchie wieder fertig. Man denke sich nun Deutschland als Republik: so wird der Einfluß der Nachbarn ein weit gefährlicherer sein; Frank-

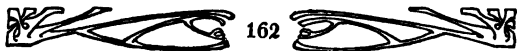


reich würde für seine Entzweiungspolitik einen fruchtbaren Boden haben.

Jede Annäherung eines äußeren Feindes bringt in Demokratien allemal zugleich den Bürgerkrieg.

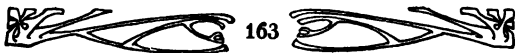
Auf die Dauer der Begeisterung ist nicht zu rechnen; die je größer, desto kürzer.

Unvermerkt wird wieder alles in den alten Bahnen laufen; wir aber werden in unsrer humanen Aufwallung unsre beste Waffe fortgeworfen haben.



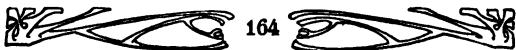
## Die Theorie vom organischen Wachstum des Staates

Wenn der Staat lebendig wird, ist die naturgemäße erste Phase die der Republik. Die Kräfte streiten noch; der Schwerpunkt ist noch nicht gefunden. Dieser Schwerpunkt bildet sich im nationalen Sympathiegedächtnis; ist er einmal vorhanden, so wird jede Schwankung nur wieder zu diesem Schwerpunkt hinführen. Die Republik unsrer Schwärmer hat noch nie bestanden und wird nie bestehen. Unser jetziger Zustand ist faktisch eine Republik, wenn auch nicht nominell. Anarchie — Republik — Konstitutioneller Staat — Polizeistaat. Hat der Staat in der Anarchie gar kein Knochensystem, so ist er in der Republik im Knochenbildungsprozeß begriffen, aber im Polizeistaat verknöchert. Republik = unfertiger Staat, eine Welt von Kometen, die ihre Bahnen suchen, sowie sie ihre Bahnen haben, tritt die Monarchie ein. Die Republik ist eine immerwährende Revolution. Die rechte Freiheit ist der Himmel, in welchem jeder Stern seine eigne Bahn geht und wo doch kein Zusammenstoß. Wenn die alte Monarchie der Polizeistaat der Vergangenheit ist, so ist die Republik der Staat des Augenblicks.



Das Unglück unsrer Zeit ist, daß man glaubt, alles nach bewußten Prinzipien machen zu können, daß man nichts mehr sich selber machen lassen will; nicht einmal die Geschichte. Der Betrachtende, der ein durchgelebtes Leben vom Ende her überschaut — sei es eines einzelnen oder eines Volkes — der wird leicht einen allgemeinen Gedanken finden, dessen Ausdruck dieses Leben zu sein scheint. In seiner Betrachtung verliert der einzelne Moment sein Recht; er sieht nur Massen, keine Einzelheiten, es wird ein kunstgerechtes Werk, in welchem auch der Zufall nur ein verdecktes Glied einer höhern Notwendigkeit erscheint. Aber wir wollen von vornherein unser Geschichtsleben zum konsequenten Ausdruck eines bewußten Gedankens machen; wir wollen Geschichte machen, wie man sie schreibt!

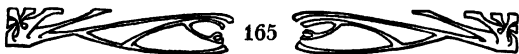
Die Zeit des „Gemütes“ ist vorbei. Alles, was im Gemüt wurzelte, mußte sich einen andern Lebensboden suchen. Die Poesie wie die Religion lösten sich ab von der Unmittelbarkeit der Natur, wie es das Leben getan. Diese mußte die Anbacht, jene die Begeisterung aufgeben. Das Gedicht war nicht mehr ein Werk der Begeisterung, eines nur halb bewußten Wirkens unsers ganzen Menschen, dem kreatürlichen Zeugungsakt entsprechend, sondern es war ein „Gedankenkunstwerk“, ein nicht Gewordenes, Gezeugtes, sondern ein Gemachtes. Aus



dem Christentum machte man ein sinnreiches symbolisches Gedankenspiel. Der Gott verlor seine Persönlichkeit; der Mensch konnte die seine über den Tod hinaus nicht behalten; die Moral, oder nach dem Schulausdruck: der Standpunkt der Moral war überwunden. Christus war weder Gott noch Mensch, nur ein Symbol. Alles Ding ist nur ein Symbol und so wird das Symbol wiederum zum Dinge selbst. Das: „Dies ist mein Fleisch und Blut“ heißt nicht mehr: „Das bedeutet mein Fleisch und Blut“, sondern Oblate und Wein sind buchstäblich Christi Fleisch und Blut; denn Christus ist der Gott selbst (insofern der Gott im Menschen zur Erscheinung kommt), und die Natur und unser Körper der unbewußte Mensch ist.

Es ist also nur ein Schritt weiter auf demselben Wege, wenn man den Staatskörper nicht mehr werden lassen, sondern machen will.

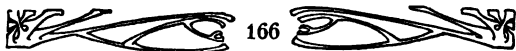
Es gibt Momente im Leben der einzelnen Menschen, wie in dem ganzen Völkern, wo alle Erfahrung, alle Geschichte umsonst zu ihnen spricht; gewisse Erfahrungen muß jeder einzelne machen und mehrmal machen. In solchen Momenten werfen ganze Geschlechter das mühsam errungene Gewisse hin, um einem Wahne nachzujagen, den das nächste Geschlecht schon zu begreifen vergeblich sich müht. Solch ein Wahn war die Gold-





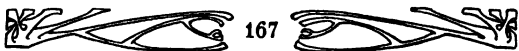
macherei der letzten Jahrhunderte, der nur in der politischen Welt unter anderer Maske wiederkommt. Man wollte machen, was sich nicht machen läßt, was unter tausend unmerklichen Einflüssen im stillen Schoß der Natur ungestört und allmählich werden muß. Und das will man heute wieder. Die Goldmacher unsrer Zeit sind die Weltbeglucker, die das Glück der Welt mit Taschenspielergeschwindigkeit zuwege bringen wollen, die Lamartine, Louis Blancs, Saint-Simons, Fouriers u. s. w. Solche Weltbeglucker entbehren wir zum Unglück auch nicht, zum Teil Fanatiker, die uns mit Gewalt glücklich machen wollen und sollten wir drüber zu Grunde gehn. Der Bahn unsrer Zeit ist aber um so rasender, da die Lehre nie dem Menschen näher lag: was gegen die Natur künstlich gemacht und erzwungen werde, das könne sich nicht halten.

In einer Form sehen sie den Heiland der Zeit, welcher nur der Geist sein kann. Die (soziale) Republik wollen sie machen, als wär's ein Punsch, den man zusammengießt aus vier oder fünf Ingredienzen nach dem Rezept. Sie finden ja das Rezept eines jeden Idealstaates in jedem Lehrbuch der Politik und wundern sich nur, daß die Sache, die doch so leicht, nicht schon lang ausgeführt ist und empfinden ein heiliges Ergrimmen gegen jedes Bedenken, das diese Ausführung verzögern will.



Dazu, was sie von Hegels und seiner Schüler Geschichtsphilosophie begriffen. Die Geschichte ist der seiner bewußt werdende Gott, also Gott in jedem Zug der Geschichte; der einzelne Mensch, ja die Geschlechter von Jahrhunderten verschwinden gegen das Ganze; die Menschen sind ja nur die Ziffern, mit denen die Rechnung Gott sich selbst rechnet. Soll solch ein Weltbeglückter, der das Heil von Jahrtausenden mit auf seinen Schultern trägt, durch das lächerliche Mitleid mit den Zertrretenen, über die sein Weg hingeht, sich aufhalten lassen; der Standpunkt der Moral ist ja überwunden; und die Geschichte, die Nachwelt nimmt ja jederzeit die Partei der Zerstörer. Nicht die Bauer, die Zerstörer sind die Helden der Geschichte.

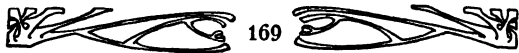
Der Grund dieses verkehrten Treibens liegt, wie schon gesagt, in dem Wahne, daß sich alles machen lasse. Der Syllogismus ist folgender: Die Ursache alles Völkerunglücks kommt von der entsetzlichen Ungleichmäßigkeit der Verteilung des Vermögens. Diese Ungleichheit muß verschwinden, dazu ist das Mittel: die Freiheit; d. h. es müssen allen alle Mittel gleicherweise offenstehn, zu Vermögen zu gelangen. Politische Freiheit soll also zur Gleichheit führen. Aber alle Geschichte sagt: nicht die Freiheit führt zur Gleichheit; die Freiheit existiert nur unter der Bedingung der Gleichheit; alle Freiheit ohne die Grundlage der Gleichheit



ist nur eine eingebildete, nur eine Phrase. Aus der Gleichheit entspringt die Freiheit. Ein Staat von Gleichen kann nur ein Staat von Freien, also ein freier Staat sein. Ein Staat, in welchem die ungleich Mächtigen die ungleich Schwachen nicht sollen unterdrücken können, müßte zu diesem Zwecke eine starke und gerechte Regierung haben. Aber dann wird für die Regierung in ihrer Stärke eine zu große Versuchung liegen, diese Stärke selbst durch Ungerechtigkeit zu vergrößern. — Die Geschichte zeigt uns, daß die Freiheit der Silberblick der Gleichheit ist. Die Gleichheit aber wohnt nur in jungen schwachbevölkerten Staaten; die Uebervölkerung ist ihr Feind. Die beste Garantie einer Verfassung ist, wenn alle Bürger an ihrer Aufrechterhaltung gleichmäßiges Interesse haben; wenn der Eigennuß der einzelnen, dieser natürliche Feind des Gesamtwohls, diesem dienstbar gemacht ist; wenn also das Gesamtwohl auf dieses Interesse jedes einzelnen gebaut ist. Und wirklich sehen wir, daß die republikanische Staatsform meistens die Staatsform solcher Staaten war und daß in demselben Maße, als die Gleichheit der Bürger — aus was für Ursachen auch — verschwand, die Republik ihrem Untergang zueilte. Daher erklärt sich auch der scheinbare Widerspruch, der darin liegt, daß in den alten Republiken Freiheit und Sklaverei grell nebeneinander be-

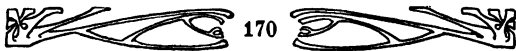


standen, denn die Freiheit der einen bestand eben nur durch die Sklaverei der andern. Die Gleichheit der Bürger war nur dadurch möglich, daß keiner des andern Diener zu sein brauchte; die äußere Unabhängigkeit ist das einzige Mittel, den Geist frei zu erhalten, und in der Verachtung der Sklaven und deshalb ihrer Berrichtungen hatte dieser Unabhängigkeitsstnn zugleich die mächtigste Stütze. — Eine Republik mit einer Unzahl Proletariern ist ein mit Gewichten Behängter, der ins Wasser geht, um zu schwimmen. Ihre Existenz kann nur ein ewiger Todeskampf sein.



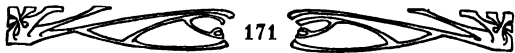
## Idealpolitik

Nicht unklug würde man bei Erfindung eines möglichst vollkommenen Staates von dem Grundsatz ausgehen, daß alle Leidenschaften zu seinem Bestehen und Erhalten ins Spiel gesetzt und zugleich mit Grenzen versehen würden, so daß sie weder sterben noch übermächtig werden können. Just wenn die Pflichten so auf die Leidenschaften gegründet werden könnten, daß man eine Art Bürgerschaft hätte, daß diese Pflichten geübt würden; eine Art Schwierigkeit läge nur darin, daß die Leidenschaft (und wiederum durch Inspielziehung der Selbstliebe) gehindert werden müßte, andre Pflichten zu übertreten, indem sie in Erfüllung einer Pflicht ihrem eignen Zuge folgte.



Die beiden politischen Hauptparteien sind eigentlich nur die alten literarisch-historischen, die Schillersche und Goethesche. Der eine hat das Geschlecht im Auge, der andre den einzelnen; der eine sieht den Weg nicht vor dem Ziele, der andre geht nach dem Ziel um des Weges willen, der eine verfährt als Idealphilosoph, der andre als Künstler. Beide haben eine solch verschiedene Sphäre; sie sind nicht bloß Kreise von verschiedenen Halbmessern, sondern geradezu exzentrische Kreise. Sie können eigentlich gar nicht einmal streiten, weil ihnen das Medium fehlt, in welchem sie zusammenkämen, um als Fechtende einander gegenüber zu stehen. Ihre Schläge gehen deshalb alle in die Luft; denn jeder sichts mit dem Schatten des andern, nicht mit dem Wesen selbst.

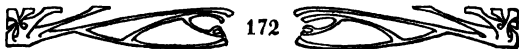
Die Alten verstehen die Neuen nicht, wenn die Alten glauben, die Neuen wollen alle Formen zerschlagen, so ist es eben das Mühen der Neuen, eine Form zu finden, zu schaffen, was den Alten wie Zerstörung ausseht. Die Alten haben noch Reste einer Lebensform (idealistischen); während die Neuen, auf völlig realistischer Basis erzogen, die ihnen unmöglich macht, sich in die Formen der Alten zu schmiegen, sich eine zu schaffen gedrängt sind. Dem Samen sah man die Eiche nicht an;



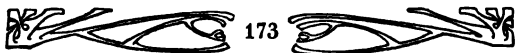
das „Warum“, was Pestalozzi die Kinder bei allem fragen lehrte, ist das Samenkorn unsrer Zeit gewesen.

Noch etwas, was solche Zeiten der Umformung charakterisiert: der Form- und Tatentrieb, der frühlingshaft überall in Knospen schießt, wo nur ein Zoll gesundes Holz, kommt auch über die Männer des Gedankens. Die Tat liebt den kürzesten Weg; der gesunde Gemeinverstand ist der Verstand der Männer der Tat. Die Tat ist eine gerade Linie, der spekulierende Gedanke ein in sich beschlossener Kreis, der aus sich nicht heraus kann. Das Wesen der Tat ist Energie, das Wesen des Gedankens schwebende Unendlichkeit. Der Mann der Tat wird als Philosoph wenig bedeuten, denn seine Kraft liegt weniger im Gedanken als in der Energie, die er besitzt, einen praktischen Gedanken zu verwirklichen; wenn aber der Mann des Gedankens zum Manne der Tat werden will, dann entsteht eine Mißgeburt, die entweder lächerlich ist oder entseßlich. Die Belege dazu gibt die Geschichte aller Revolutionen. Marat, St. Just, Louis Blanc, selbst Lamartine, Ruge u. s. w.

Der Mann der Tat hat darin einen großen Vorteil, daß er die Zufälle erwägt und sie schnellgefaßt in das Gewebe seiner Pläne mit hineinschießt; der Mann des Gedankens aber kennt keinen Zufall; darum hazardiert er an eine Theorie das ganze Glück der Wirklichkeit.



Schranken müssen sein, nennt sie nun Sitte, nennt sie Herkommen, Denkart der Zeit; nennt sie, wie ihr wollt, aber sie müssen sein. Zugegeben, daß sie dem Starken ein Hemmnis sind, sind sie doch tausend Schwachen der einzige Schutz gegen sich und ihr einziger Halt. Die Welt ist nicht um des einzigen Starken, die Welt ist um der tausend Schwachen willen da. Aber selbst der Starke, so frei er sich meint, ablösen kann sich keiner, daß er nicht wider Wissen und Willen ein Teil der Welt bliebe. Die Grenze macht den Menschen frei. Kein elenderer Sklave als der eignen Grenzenlosigkeit. Es ist Selbsttäuschung die Heiligkeit der Bräuche ignorieren zu wollen. Gewalt selbst ruht auf Bräuchen und nur Selbsttäuschung ist es, wenn man meint sie ignorieren zu können. Der Mensch ist nur im Denken unabhängig, im Handeln Sklave des Weltwillens. Die Grenzen, die er außen verspottet, findet er in sich selbst wieder. Der frevelnd Berge übersprang, strauchelt zuletzt, belacht oder beweint, über den eignen Fuß.





## Inhalt

Allgemeines zum Leben	1
Allgemeines zur Kunst	95
Zur Dichtung	113
Zur Politik	139

Leipzig  
Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.









UNIVERSITY OF CALIFORNIA

**14 DAY USE**  
**RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED**  
**LOAN DEPT.**

This book is due on the last date stamped below, or  
on the date to which renewed.  
Renewed books are subject to immediate recall.

MAR 16 1968 36

~~RECEIVED~~

MAR 22 '68 - 9 AM

LOAN DEPT.

341

LD 21A-45m-9,'67  
(H5067s10)476B

Digitized by Google  
General Library  
University of California  
Berkeley

YC156578

